

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1770)

Artikel: Auszug der neuesten Welt-Geschichten, so zu unserer Wissenschaft gekommen seit dem Herbstmonat 1768

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

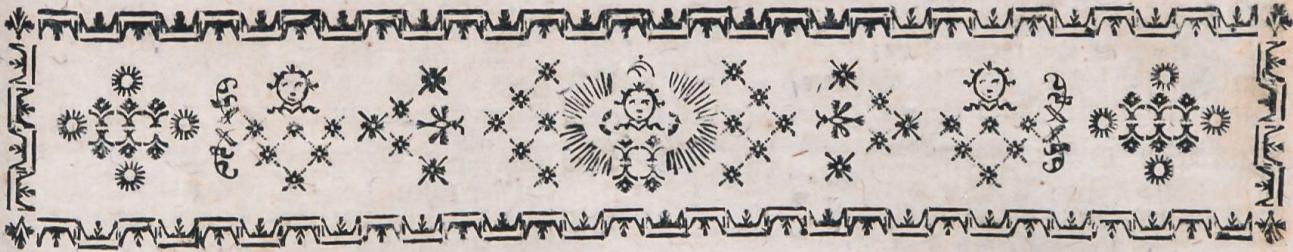
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Auszug der neuesten Welt-Geschichten, so zu unserer Wissenschaft gekommen seit dem Herbstmonat 1768.

E i n g a n g .

Der Schweizerbund.

Sey ewig heilig Schweizerbund!
Wir sind vom Fache fröh!
Heil schwur uns unsrer Vatter Mund!
Heil gab uns ihre Treu!

Tyrannen herrschten weit und breit
In unserm Vatterland,
Das Herz voll Stolz und Grausamkeit,
Und Mord in ihrer Hand!

Sie truzten Recht! dir mit Gewalt;
Bald löschten sie die Glut
Der geilen Lüste, raubten bald
Das schweiferrungne Gut.

» Was? freye Menschen! dulden wir
„ Noch lang das Sclavenjoch?
» Tyrannen, wißt! wir sind, wie ihr
„ So gut, sind Menschen doch! „

So dachl' ein Patriotenklee;
Voll Unmuth giegs einher:
» Wenn's auch das Leben kostete,
„ Das dulden wir nicht mehr! „

Gerecht, o Arnold ist dein Schmerz!
„ Mein Vatter! — ach, ist blind!
» Tyrann! — ja blute Sohnes Herz! —
„ Um meinetwillen blind! „

Von Staufach dich vertreibt und höhnt
Des Landvogts Uebermuth,
Der dir dein neues Haus missgönnt,
Gebaut aus eignem Gut!

Und du nimmst willig Walther Fürst
Dich der Bedrängten an!
Sie wissen, daß du helfen wirst,
Wo man nur helfen kan!

Des Vatterlandes Jammer liegt
Auf Eurer Schulter schwer!
Ihr sehet alles Recht besiegt
Und alles hofnungleer.

Erblikket manches schöne Thal
Und manche Alpenhöh,
Und alles — (Menschen ohne Zahl)
Voll Unmuth, ach! und weh!

Auch weint das künftige Geschlecht
Laut in der Helden Ohr:
» Hebt Vatter, denn Gott hilft dem Recht,
„ Zu Gott die Händ empor! „

Da schwuren sie den theuren Eid,
Und schlugen Hand in Hand,
Zu retten von der Dienstbarkeit
Das liebe Vatterland.

F

Die

Die stille feßliche Natur
Sah sie auf ihrem Knie,
Im Himmel hörte Gott den Schwur,
Und blickte Muth auf sie.

Still drückte jeder seinem Freund
Die Hand: „Sey Patriot!“
Und jeder schwur, indem er weint,
Der Tyrannie den Tod.

Es kam die lang erseufzte Nacht,
Und sie umarmten sich!
Bestiegen still und wolbewacht,
O Freyheit kühn durch dich!

Die Felsenschlößer, Mann für Mann,
Um sichern Morgen früh,
Und fielen die Tyrannen an,
Und banden tüchtig sie.

Weg führten sie die Mörderschaar
Ohn einen Tropfen Bluts
Bis an die Gränzen. Alles war
Nun frey und guten Muchs.

Sey ewig heilig Schweizerbund!
Noch jezo sind wir frey!
Das Heil, das treuer Vatter Mund
Uns schwur, bewahre Treu!



Corsikanische Geschichten.

Von dem Land, seinen Einwohnern, und fürnemsten Staatsveränderungen.



Corsika ist eine Insel in dem mittelländischen Meer, ungefähr zwanzig deutsche Meilen von Genua gegen Mittag, von Livorno in Italien nicht viel weniger gegen Abend. Eine enge Meerstrasse scheidet sie gegen Mittag von Sardinien. Ihre grösste Länge gegen Mitternacht erstrecket sich auf 30 deutsche Meilen; ihre Breite auf zehn; so daß der ganze Umfang auf ungefähr 64 Meilen berechnet werden kan. Das Land ist überall mit rauhen Hügeln und hohen Gebirgen theils umgeben, theils durchschnitten. Die Luft unter diesem sonst heißen Himmelstrich wird Sommerszeit durch die östern Winde von dem Meer her abgekühl, und ist überhaupt rein und gesund, wenige Gegenden ausgenommen, wo der Grund feucht und morastig ist. Die Insel ist reich sowol an Seen als Flüssen, die sie bewässern. Sie hat auch an verschiedenen Orten sowol kalte als warme mineralische Quellen, die durch ihre Heilkräfte den Einwohnern in äusserlichen und innerlichen Krankheiten und Schäden erwünschte Dienste thun.

Die Thiere in Corsika haben, gleichwie in andern Ländern, einige besondere und unterscheidende

Merkwürdigkeiten. Ein weisses Schaaf ist daselbst eine Seltenheit: hingegen ein Schaaf mit drey und mehr Hörnern, zimlich gemein. Die Wolle ist sehr rauh und grob; eine Eigenschaft, die nicht so sehr der Art des Viehs, als aber der Natur, der Nahrung und des Landes zuzuschreiben scheint.

Die Pferde sind, so wie die Esel, sehr klein, aber geschwind, stark und lebhaft. Die Kühe sind mager und geben wenig Milch. Auch wird wenig Butter gemacht; aber diesen Mangel ersetzt das süsse Oel.

Auf der ganzen Insel findet man kein reissendes Thier. Die Füchse allein sind daselbst schädlich. Aber die Wälder, die häufig und groß sind, enthalten eine Menge anderer wilden Thieren. Der Muffoli ist voraus merkwürdig. Sein Leib hat sehr viele Ähnlichkeit mit dem Hirsch, aber er trägt Hörner wie ein Widder, und seine Haut ist außerordentlich hart. Sein Aufenthalt ist stets auf den höchsten Gebirgen, wohin man nicht als mit der grössten Mühe kommen kan. Er ist sehr behend und wild, aber jung gefangen wird er leicht zähm.

Die Wildschweine sind in diesem Land sehr häufig. Aber die Corsen haben auch eine besondere, zu dieser Jagd sehr tüchtige Art von Hunden, die dick von Leib, glatt von Haaren, stark und stolz, aber ihren Herren sonderbar treu sind.

Das merkwürdigste Vorrecht, so Corsika geniesst, ist, daß ungeacht seiner mittägigen und heißen Lage kein giftiges Thier daselbst anzutreffen.

Die

Die Spinnen, so hier außerordentlich gross sind, verursachen durch ihren Stich eine schmerzhafte Geschwulst, die aber bald vergehet, und nicht mehr zu bedeuten hat, als der Stich einer Biene. Die Scorpionen daselbst stechen auch, aber ohne einzige böse Folge.

Corsika ist von den ältesten Zeiten her wegen seinen Bienen, seinem Honig und Wachs berühmt gewesen. Als es unter der Römer Herrschaft stuhade, musste es seinen Tribut im Wachs bezahlen, und Anfangs tausend Centner alljährlich liefern. Nachher wurde dieser Tribut auf zweitausend Centner erhöhet.

Die Bergwerke auf dieser Insel geben Eisen, Kupfer, Silber und Blei. Das corsische Eisen ist vorzüglich gut, und so hart, als das beste, das in Spanien durch die Kunst zubereitet wird. Nahe bey St. Fiorenzo, einem Meerbusen auf der Abends Seiten der Insel, ist ein ergiebiges Silberbergwerk. Von Gold aber findet man nichts.

Die Einwohner sind seit mehr als 2000 Jahren stets auswärtigen Mächten unterworfen gewesen. Aber sie haben auch ihre Unterwerfung niemals mit Gedult ertragen können. In den ältesten Zeiten, da die Carthaginenser ihre Eroberungen über alle Inseln des mittelländischen Meeres ausbreiteten, zwangen sie auch Corsika unter ihr Joch. Der hartenkige Widerstand dieser Nation, und ihre öftren Empörungen indthigten sie, eine harte und außerordentliche Polisen einzuführen, und die Einwohner in der Unterwerfung zu erhalten. Sie suchten dieselben infonderheit durch Armut und Dürftigkeit zu zähmen. Alle Weinstöcke und Olbäume auf der Insel wurden ausgerottet, und den Corsen verbotten, ihre Felder mit einiger Art von Getreid zu besäen. So mussten sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse aus Afrika herholen, und blieben in der Abhängigkeit, aber auch in einem beständigen Widerwillen gegen das punische Joch.

Als Rom nachher seine ersten Eroberungen über die Carthaginenser gemacht, so kame auch Corsika unter seine Herrschaft. Aber weder die Politik der Römer, noch ihre Macht konten die Corsen zwingen, ihre Freiheit zu vergessen, und unterworfig zu seyn. Die römischen Prätoren waren bey so öftren Einvörungen stets beschäftigt. Das rauhe und unebene Land, die vielen Gebirge und Wälder, der Mangel guter Straßen machten den römischen Truppen stets ihre Eroberungen schwer, und begünstigten die Freiheit. Aber ein rauhes Volk, das kein gewisses Haupt und keine ordentliche Regierung unter sich hatte, konte so wenig

obliegen, als das Joch ihrer Ueberwinder ruhig ertragen.

Als nachher das abendländische Reich der Römer bey den Eisfällen der barbarischen Völker zertrümmerete, wurde Corsika den Gothen zum Raub, und von dieser Zeit an viele Jahrhundert hindurch ein Schatzplatz von Kriegen, Verheerungen und Greulen, indem stets verschiedene Fürsten sich um die Besitzung derselben schlügen, und die in feindliche Partheyen zerissene Nation sich selbst unter einander erwürgte.

Die Saracenen machten endlich der Gothischen Herrschaft und ihren Streitigkeiten auf dieser Insel ein Ende, da sie ein eigenes Reich daselbst gründeten. Man findet noch saracenische Münzen in der Erde, und nicht fern von Ajacio, der schönsten unter den corsischen Städten, siehet man noch Gräber, in wolchen vornehme und hohe Möhren scheinen begraben gewesen zu seyn.

Die Politik der römischen Päpsten nahme hier Gelegenheit, verschiedene christliche Fürsten zu bewegen, einen heiligen Kreuzzug in diese Insel zu thun, und die Ungläubigen zu bekriegen. Sie erreichten auch den Zweck ihres heiligen Eifers. Die fränkischen Könige behielten endlich die Oberhand über die Mohren, und gaben die eroberte Insel dem heiligen Stuhl zu einer ewigen Schenkung. Aber das päpstliche Ansehen konte die Saracenen nicht erhalten. Sie kamen von Zeit zu Zeit wieder, und suchten die Insel heim, die bey einer so schwachen und unmächtigen Regierung den feindlichen Anfällen und Unruhen stets blos gesetzt ware.

Die Genueser machten sich endlich den verwirrten Zustand dieser Insel zu nutzen, und trachteten zu Bonifacius, einem sehr vortheilhaftesten Meerpfort, eine Colonie fest zu sezen. Ihre Unternehmungen giengen Anfangs glücklich von statten, aber die darüber aufgebrachte Päpste schleuderten bald ihre, bey diesen unwissenden Zeiten furchtbare Strahle, und thaten die Republik in den Hahn, welches sie zwang, von ihrem Vorhaben abzustehen.

So bliebe Corsika in seiner unsichern und schwankenden Lage, bis das Columna mit einigen Truppen, unter Begleitung verschiedener edlen Römer abgesandt wurde, die Ungläubigen gänzlich zu vertreiben. Die Corsen selbst in grosser Anzahl, und unter Anführung ihrer selbst erwählten Hörapter, unterstützten diesen Feldherrn. Die Saracenen mussten aus ihren Besitzungen weichen, aber sie rächeten sich vor ihrem Abzug durch eine gänzliche Verheerung. Dennoch bliebe die Insel nicht lange in

Ruhe. Es entstuhnden Partheyen, und mit ihnen zugleich Feindseligkeiten. Genua wiederholte seine alten Versuche, und die entstandenen Verwirrungen nebst dem Verfall der Regierung machten, daß der päpstliche Stuhl diese Insel den Pisannern übergabe, deren Macht damals groß ware. So lang diese Republik blühete, hatte sie ihr Ansehen über diese Insel behauptet. Doch dieses währete nicht lang. Die Eifersucht der Genueser entzündete einen heftigen Krieg, den das berühmte Seetreffen bey Malora endigte, durch welches die pisannische Macht über einen Haufen geworfen, und Genua zur Herrschaft über Corsika gelangt ist.

Diese wichtige Veränderung fällt in die Mitte des vierzehenten Jahrhunderts, von welcher Zeit an die Corsen mit den Genuesern fast stets um ihre Freyheit gestritten haben. Es mag seyn, daß diese rauhen und unerschrockenen Insulaner keine fremde Herrschaft über sich dulden konten, oder welches wahrscheinlicher ist, weil es gewöhnlich geschieht, daß die harte Regierung der Genueser, die Epressungen ihrer Gouverneurs, die sich bereichert, nebst einer übel verwalterten Justiz, diese Nation wider sie aufgebracht, und auf den Entschluß geführt, alles für die Freyheit zu wagen.

Die Corsen sind überhaupt gute Soldaten. Ihre Waffenrustung besteht in einer Flinte, die quer über die Schulter herab hänget; einem Dolchen, den sie in eine Patronatasche stecken, die mitten um den Leib an einem Gehenk befestigt ist, und einer Pistole auf der linken Seiten dieses Gehanks. Sie tragen eine schwarze Lederne Camaschen, und eine Muze von schwarzem Tuch, die mit rothem Fries gefüttert ist, sonst aber keine Uniform. Anstatt Trompeten, Trommeln und Pfeiffen, brauchen sie zu ihrer Kriegsmusik eine grosse Seemuschel, die am Ende durchstochen ist, und womit sie einen lauten Schall machen können, den man in einer grossen Entfernung hören kan. Sie verarbeiten Flinten und Pistolen, aber sie haben noch keine Stukgiesserey. Ihre Canonen sind entweder auswärts gekauft, oder von den Feinden erbeutet. Die Artillerie und Munition, so die Franzosen lezthin nach Eroberung der Hauptstadt Corte in dem Schloß daselbst gefunden, wird auf zweymal hunderttausend Livres geschätzt.

Französische Progressen in Corsika.

Die Corsen haben ungeacht der klugen Geschicklichkeit ihres würdigen Generälen; ungeacht ihrer Tapferkeit und erhaltenen Siegen, dennoch nicht

verhindern können, daß die politischen Kunstgriffe der Franzosen, die Nation zu entzweien, ihr Geld und ihre überlegene Macht endlich die Oberhand behalten. Verschiedene der angesehensten Männer, durch Bestechungen verleitet, waren auf die Seite der Feinden ihres Vatterlandes getreten, und gaben sich alle Mühe, Mitgefehrten zu finden, und wieder ihre Bürgen selbst Partheyen zu sammeln. Aus Toulon und andern Häfen der Provence ließen immersort Schiffe mit frischen französischen Truppen, auch Kriegs- und Mundvorrath nach Corsika ab. Die feindliche Macht wurde ungeacht alles erlittenen Verlusts, stets grösser; da hingegen die Corsen selbst durch ihre Siege geschwächt wurden. So gierig die co sifte Freyheit, ungeacht der tapfersten Gegenwehr, nach und nach zu Trümmera. Ihre letzten Kräften scheint sie in dem

Gefecht bey der Brük von Guolo.

gesammelt und verzehrt zu haben. Die Franzosen griffen den 8ten May die neue Brük an, und wurden zwar Meister davon, aber auch bald wieder von den Corsen zurück getrieben. Doch ein französisches Bataillon, so jenseits des Flusses eine Höhe besetzt hatte, fiel den Corsen in den Rücken, machte eine Anzahl derselben nieder, und setzte sich an der Brük von neuem fest. Nach einigen Tagen zogen die Franzosen über die Brük zurück, um die Gegenden von Rosino zu besetzen, und wurden von den Corsen verfolgt. So wechselte das Kriegsglück ab, bis ein unglücklicher Augenblick das Schicksal entscheidete. In dem Kloster zu Rosino, wo der General Paoli seine Munition hatte, kam Feuer in das Pulver. Der General Marbouf zog von Castika, welches er erobert hatte, heran, und die Corsen ohne Munition wurden gleichsam umringet. So mussten sie weichen, und zogen sich nach Corte, der Hauptstadt zurück. Das Commando wurde von dem General Paoli dem hr. Giupeca und Carle aufgetragen, und 300 Mann mit genuasamem Vorrath auf einige Monat in das Schloß gelegt. Dem ungeacht erfolgte bald nach dem Abzug des Generalen

die Eroberung von Corte.

Den 21en Mai rückte der Graf de Vaur vor die Stadt, bedrohete den Commandant, die ganze Garnison über die Klingen springen zu lassen, wann sie sich widersepte, und ward auf diese Weise ohne einen Canonenschuß Meister davon. Zwei Tage hernach ergab sich auch das Schloß. Der ganze Ver-

Berlurst der Franzosen bey dieser Eroberung bestuhnde in 5 Verwundeten. Seither arbeitet man stark an der Befestigung dieses Orts. Der General Paoli nebst seinem Bruder Clement Paoli, und einigen Officiers haben auch kurz nach diesem Berlurst Corsica verlassen.

Die türkischen Kriegsrüstungen gegen Russland

haben seit einiger Zeit die Augen von ganz Europa auf sich gezogen. Die gleich Anfangs von den Tücken und ihren Verbündeten ausgestreuten Gerüchte redeten von 400 000 Mann, welche die Pforte ins Feld stellen wolle. Die Magazine, so sie errichtet, könnten zum Unterhalt einer Armee von 800,000 Mann hinlänglich seyn. Den Aufwand eines so kostbaren Kriegs zu bestreiten, hat der Grossherr eine Summ von 120 Millionen Piastres bestimmt. Schon gegen das Ende des 1768ten Jahrs wurden 600 Canonen, von verschiedenem Caliber, nach Choczim und Bender, zwey Grenzfestungen abgesuhrt, und das Artillerie-Corp bestuhnde schon damals in 4000 Mann; aber alle diese grossen Anstalten giengen langsam von staten. Die Ursachen davon scheinen theils, weil die Pforte lange Zeit Frieden gehabt, und daher überall Kenntniß und Uebung, und folglich auch Ordnung und Fertigkeit fehlte, theils aber die durch den

Aufstand der Montenegriner

in Weg gestreute Hinternisse und Beschäftigungen. Da se in dem türkischen Dalmatien wohnende Bergvölker wurden durch die grosse Strenge aufgebracht, die der Bascha von Romelien gegen die Griechen ausübte. Der Friedensbruch zwischen der Pforte und Russland gabe ihnen Gelegenheit, sich unter Anführung des Piccolo Stephano zu empören. Die Turken wurden auch zu End des 1768 Jahrs von ihnen geschlagen. Der commandierende Bascha zwar suchte seine Niederlage zu verbergen. Er drange in ein griechisches Kloster, liesse den armen Mönchen Nasen und Ohren abbauen, und schicke sie samt einigen Köpfen, als ein Zeichen eines erhaltenen Siegs, nebst einem erdichteten Bericht nach Constantinopel an den Groß-Sultan. Aber die wahre Gestalt der Sachen bliebe nicht lang verborgen. Es wurde bald ein Capidgi Baschi von Constantinopel abgesetzt, den Kopf des besiegerischen Bascha zu holen, der sich durch falsche Nachrichten an der Majestät seines Souve-

rains vergriffen. Die Venetianer, deren Gebiet an die Gegend von Montenero stößt, waren wegen diesen Unruhen in Verlegenheit, da ihnen der Bascha von Bosnien in einem Schreiben vorgeworfen, daß sie diese Empörung unterstützen. Der Bascha von Scutari verübt auch wirklich einige Feindseligkeiten gegen einigen Unterthanen der Republik; der Grossherr aber fand Mittel, sie bezulegen. Über die Partheie des Stephano Piccolo nimmt von Tag zu Tag zu, und die Montenegriner sind unter seiner Anführung bereit zu Gunsten der Russen, gegen die Turken zu agieren. Doch dieses ist nicht das einzige Exempel der russischen Politik, ihre Feinde durch Aufwirkung ihrer Unterthanen zu schwächen. Verschiedene Nachrichten sind seit dem April letzthin eingelassen, daß auch

eine Aufrühr in Egypten

wider die Turken entstanden. Haly-Bey, der diese weitläufige Provinz als General-Befehlshaber regiert, hat das ottomanische Foch abgeworffen, den Bascha vertrieben, die nächstgelegenen Länder bezwungen, und trachtet sich zu einem unabhänglichen Sovverain aufzuwerffen. Wie ist wol die Absicht dieser Bewegungen als die Bertheilung der türkischen Macht?

Die Action bey Choczim,

welches die äusserste Grenzfestung der Turken in der Moldau, an den Grenzen von Podolien ist, soll laut den letztern Nachrichten, gänlich zum Nachtheil der Russen ausgefallen seyn. Der Fürst Gallizin pasierte den 26ten April mit einer Armee von 69000 Mann den Dniest, und erhielte anfangs einige Vorteile über die Turken, welche 22000 Mann stark, unter dem Commando des Karamann Bascha, unter den Canonen der Festung retranschirten. Die russischen Nachrichten haben diese Vorteile bis zu einem vollständigen Sieg vergrößert. Einige haben sogar von einem 2ten Sieg geredt, den der Fürst Prochorowsky den 2ten May soll erhalten haben. Andere Nachrichten aber, und die seither erfolgten Veränderungen zeugen das Widerspiel. Die Russen waren bereit Choczim zu bestürmen; sie wurden aber von den Turken überfallen und angegriffen; das Feuer von 150 Canonen aus der Festung thate ihnen den grössten Schaden; ihr Verlust soll sich über 15000 Mann belauffen. Der Fürst Gallizin zoge sich auch über den Dniest bis auf Constantinou zurück, und naherte sich der russischen Festung Kiou, in der Ab-

scht, sich mit dem General Romanow zu vereinigen. Nach dem Rückmarsch des Fürsten Gallizin soll die türkische Cavallerie über den Dniester gesetzt, die russischen Magazine zu Iwanec und Inß in Brand gestellt, und den Fürst Gallizin verfolgt haben.

Nach einigen Wochen aber wurden die Russen durch etwelche tausend Rekruten verstärkt, und nachdem sie viele grosse Stütze und Pontons erhalten, setzten sie sich wieder nach der Moldau in Marsch. Der Fürst Gallizin suchte seine Armee über den Dniester marschieren zu lassen. In dieser Absicht ließ er den hr. General-Lientenant von Keneckampf mit einem Corps im Lager zurück, um die Türken glauben zu machen, als stehende er selbst noch ganz ruhig. Auf diese Weise ließ sich der Feind wirklich einschlafen, und die Russen, ohne einen Mann einzubüßen, passierten glücklich den Fluss. Den 13ten Heumonat kam es zu einem

Treffen zwischen Oczakow u. Choczim,
in welchem die vereinigten russischen Armeen des Prinzen Gallizin und des Grafen Generaleu Romanow einen vollkommenen Sieg über den Seraskier erfochten, welcher die Avantgarde der Armee des Grossbeziers commandierte, und, mit einigen Bassen vereinigt, 50.000 Mann unter seinen Ordres hatte. Das Treffen nahm Morgens um 6 Uhr seinen Anfang. Die Feinde wurden bald in Verwirrung gebracht, und theilten sich in drey Haussen. Der eine davon flohe nach dem Wald, auf der Seiten von Kalus; der andere stürzte sich in das verschanzte Lager unter Choczim; der dritte aber, welcher der starkste ware, warf sich in die Stadt. Der Grossbezier stuhnde damals mit 180.000 Mann noch bey Paszy, und wartete auf die Ankunft der asiatischen Völker, von welchen man sagt, dass sie wenig Lust zum fechten bezeugen, und Zucht und Ordnung hassen. Um gleiche Zeit wurden auch die Tartarn von dem General Berg auf das Haupt geschlagen, wobey 6000 derselben auf dem Platz geblieben. Die siegreiche Armee ist darauf in die Crim eingedrungen, und damit das russische Kriegsglück vollommener wäre, wurde auch der polnische Conföderations-Marschall Bierzinsky bey Brealisof geschlagen, und musste seine Artillerie und Bagage im Stich lassen; auch wurde ihm die von dem Kroafelheldherrn gemachte Beute wieder abgenommen. Diese Action soll sehr ernsthaft gewesen seyn. Die Cosaken wurden fürstmal zurück getrieben, ehe die

Conföderierten von deren besetzten Anhöhen vertrieben werden könnten.

Von dem Sieg der Kalmücken über die Tartarn, an dem Fluss Kalauz,

haben wir folgende Nachricht. Gleich nach Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs mit der Pforten liessen Thro Russisch-Kaisertl. Majestät an den Ubascha, Vice-Chan der in den Steppen des astrakanischen Gouvernement herumziehenden Kalmücken den Befehl ergehen, 20.000 Mann zur Armee des hr. General Romanows abzuersetzen, und mit dem Rest seiner Truppen wider die Caucasischen Tartarn selbst ins Feld zu ziehen. Ein heftiger und langer Winter in diesen Gegenden verzögerte einige Zeit die Ausführung dieses Befehls. Aber kaum waren nach erfolgter besserer Vitterung die 20.000 Kalmücken nach der Armee abgefertigt, als die unter türkischer Bottmäßigkeit stehenden Tartarn, in der Einbildung, die kalmucksche Macht sey nunmehr zertheilet und schwach, den Entschluss fassten, die kalmuckischen Ulusen unversehens zu übersetzen. Doch diese kamen jenen zuvor. Den 9ten May wurde dem Vice-Chan von seinen ausgestellten Vorposten berichtet, dass man in der Ferne einige Feinde gewahr wurde. Ungeacht ihre Anzahl nicht gross schiene, so wurden dennoch alle nothige Anstalten gemacht, um auch in der Nacht bereit zu seyn. Tags darauf wurden die Feinde in starkerer Anzahl entdeckt. Die Tartarn hielten sich in ein niedriges Thal, zwischen Befestigungen, die mit Dornesträchen stark bewachsen waren, gezogen, und in drey Linien gestellt. Hier wurden sie von den Kalmücken von allen Seiten umringet: Sie wehrten sich aber dennoch mit der grössten Wuth. So bald aber der Oberstleutnant Rischenskow, der mit einem kleinen Commando von Dragonern und Cosaken dem Vice-Chan zugeordnet ware, eine zunächst an den Feind gelegene Anhöhe besetzt, und seine zwey Canonen auf denselben gepfanzt, auch der ersten feindlichen Linien in die Flanke zu feuern angefangen hatte, so versetzte sich der Feind hinter die Anhöhen. Kaum wurden die Kalmücken dieses gewahr, als sie auf die Feinde losfielen, und sie aus einander rissen. Eine grosse Menge wurde bey dem Fluss Kalauz niedergemacht. Fünf Fahnen, eine schwarze, zwey rothe und zwey weiße, samt einer grossen Menge von Panzern und Gewehr, und mehr als 5000 Pferde wurde den Kalmücken zur Beute. Das Treffen hat von 2 Uhr

2 Uhr Nachmittags bis spath auf den Abend gedauert, und der zerstreute Feind wurde die ganze Nacht hindurch verfolget. Es wird nicht undienlich seyn, zu Erläuterung dieser Kriegs-Geschichten eine

Beschreibung der Tartarn und ihrer Gebräuchen

hier hinzufügen. Der Namen der Tartarn erstrecket sich weit und breit durch Asien und Europa. Diejenigen aber, so auf dem gegenwärtigen Schauplatz des Krieges zwischen Russland und der Pforten vorkommen, werden die crimmischen Tartarn genannt. Die Landschaft, so sie bewohnen, liget zu äusserst in Europa gegen Morgen, und wird die kleine Tartarie gehetzen. Gegen Mitternacht und Morgen grenzt sie an Russland, gegen Abend an die Moldau und Pohlen, gegen Mittag an das schwarze Meer. Sie haben einen besondern Fürsten, den sie Khan nennen, und waren bis auf das Jahr 1584 ein freyes und unabhängiges Volk. Amurath III machte sie damals dem türkischen Reich zinsbar. Seit dieser Zeit muss ein neuerwehlter Khan sich zu Constantinopel bestätigen lassen, dasselbst den Eid der Treue schwören, und so oft der Gross-Sultan selbst in das Feld ziehet, ihm mit 100,000 Mann folgen, die in Cavallerie bestehen. Wann aber nur der Grossvezier commandiert, so stelle er nur 50,000 Mann zur Armee. Man zählt in diesem Reich 8000 Dorfschaften, aber nur wenige Städte. Die Nation ist stark, wild und kriegerisch. Die Knaben werden von dem 7ten Jahr an zum Säbel und zum Geschütz abgerichtet. Den kleinen Kindern zerquetschen sie die Nasen, dann nach ihren Begrissen ist eine wogewachsene Nase was häfliches. Sie sind sehr flüchtig im Reiten; sie stehen nur auf

dem Steigbügel, und schießen in vollem Rennen rückwärts auf ihre Feinde. Die Kleidung der Gemeinen besteht aus Schaafsschalen, die sie im Winter mit der Wollen einwärts, im Sommer aber auswärts tragen. Die Officiers sind in Tuch, und der Khan in Seiden gekleidet. Sie tragen, wie die Pohlen, eine Mütze. Ihre kostlichste Speise ist Pferdsfleisch, welches sie dünn geschnitten unter den Sattel stecken, und wann es unter dem Reiten warm geworden, mit grossem Appetit verzehren. Sie gebrauchen nicht leicht Salz, weil sie es dem Gesicht für schädlich halten. Sie werden in Horden abgetheilt, die besondere Namen haben.

Die russische Kriegsmacht

soll sich nach ihrer jetzigen Beschaffenheit unter der Kaiserin Catharina II, über 600,000 Mann belaufen. Man sieht eine vollständige Liste der ganzen russischen Armee, in welcher die Garde auf 10248. Die Cadets 600. Artillerie und Fortification 34032. Die Feldregimenter 165252. Die Garnisonstruppen 75457. Die Landmiliz 26598. Die kleinen und vertheilten Corps 3044. Die leichten Truppen 29835. Die irregularen Truppen, als Cosaken, Kalmücken u. s. f. 261172 geschätzt werden; die Seetruppen werden dabei nicht mitgerechnet. Die russischen Armeen, so gegenwärtig wider die Türken und Tartarn im Feld stehen, sollen in allem 250,000 Mann stark seyn. Sie werden aber durch neue Recruten beständig verstärkt. Die russische Nation ist zum Krieg sehr geschickt. Die Desertion ist unter ihnen unbekannt. Die Nahrung ihrer Soldaten ist sehr mäsig und gering. In dem Lager gibt man ihm Mehl, er gräbt sich einen Ofen in die Erden, und bakt darin sein Brod selbst. Hitze und Kälte lernen die Russen von ihrer ersten Jugend auf ertragen, indem die Kinder anfangs eine Zeitlang in einem warmen Ofen gehalten, und hierauf aus demselben in Schn. oder kalt Wasser geworfen werden.

Kriegsbewegungen in Afrika.

Nicht nur auf der östlichen Seiten von Europa, sondern auch auf der abendländischen Küsten von Afri-

Afrika brachte in verwichenem Jahr ein Kriegsfeuer, von welchem einige Funken auf Portugal gefallen sind.

Die Eroberung von Mazagan,

einer portugiesischen Festung in dem Königreich Marocco, an dem atlantischen Meer, ist für Portugal ein Verlust, bey welchem es zu gewinnen scheint. Seit dem Jahr 1508, da sie angelegt wurde, hat ihre Unterhaltung weit grössere Summen gekostet, als der Nutzen ist, den sie abgetragen. Gleichwohl ware sie denen maroccanischen Käyfern stets ein Dorn in den Augen, und hat auch verschiedene harte Belagerungen ausgehalten. Erst bey der letzten aber hat es endlich den Mohren geglückt, sich derselben zu bemühen. Sie wurde zu Anfang des 1769ten Jahrs mit sechzigtausend Mann belagert. Der Gouverneur schickte also bald mit dieser unerwarteten Nachricht Weib und Kinder nach Lissabon. Der Hof liess sogleich zwey Kriegsschiffe mit Truppen und Munition dahin abgehen, die auch, ungeacht alles Widerstands der Mohren, die es zu verhindern trachteten, glücklich ankommen. Dieser Succurs wurde bald nachher sehr verstärkt. Die Mohren wagten vergabens verschiedene Stürme, in deren einem durch Hülfe einer Mine, über 900 von ihnen in die Lust gesprengt wurden, und die Festung hielt sich bis den 10 Merz. Aber die Uebermacht der maroccanischen Armee zwang endlich den Gouverneur, ungeacht aller gegebenen Mühe, sich so gut als möglich aus der Sache zu ziehen. Er capitulierte daher auf folgende Bedinge: "Der Käyser solle sich mit seinen Truppen von der Festung zurück ziehen, um den Portugiesen Zeit zu lassen, sich mit ihren Gütern auf die eifl portugiesische Schiffe zu bringen, welche daselbst vor Anker lagen. Hingegen solle die Artillerie und Kriegsmunition dem Käyser zugestellt, und der Platz in seinem damaligen Zustand übergeben werden." Von diesem letzten Artikel aber erfüllte der Gouverneur nichts, sondern nachdem er seine Leute, und alles, was einigen Werth hatte, eingeschiffet, sprengte er die Festungsarbeiter in die Lust, und hinterließ den Mohren nichts als den Schutt eines ganzlich ruinierten Plazes. Was würden wir urtheilen, wann ein türkischer Commandant in gleichen Umständen, seine mit einem christlichen Fürsten geschlossene Capitulation auf solche Weise gebrochen hätte?

Diese Eroberung, insbesonders aber die grossen Anstalten, womit der Käyser von Marocco zu Feld

ziehet, machten an dem spanischen Hof vieles Aufsehen. Sicher Nachrichten zufolge bestehet

die maroccanische Seemacht

in einer furchterlichen Flotte, von 30 Kriegsschiffen, deren jedes so groß, als eine englische Freigatten von 36 Kanonen seyn soll. An Proviant und andern Kriegsbedürfnissen haben die Mohren einen Überschuss. Dreißig tausend Soldaten sind zum Einschiffen bereit; auch fehlet es nicht an Transport-Schiffen. Es sollen sich insonderheit viele europäische Officiers unter ihnen aufhalten, welche in mohrischer Kleidung erscheinen. Alle diese grossen Vorbereitungen erwelken bey der Unwissheit ihres Endzwecks, unter den Spaniern verschiedene Gedanken. Sie zogen ihre Armee an den Küsten von Portugal zusammen, und die an die mittelländische See gränzenden Provinzen, Murcia und Granada, als welche den Mohren die nächsten sind, wurden mit 14 Bataillons französischer Truppen besetzt, um die dortige Küsten sicher zu stellen.

Die asiatischen Unruhen

sind allgemeiner, grösser und von wichtiger Folgen. Sie ziehen eben daher auch die Aufmerksamkeit der europäischen handlenden Nationen vorzüglich auf sich. Auf der einen Seiten wird die englisch-ostindische Compagnie in Bengala und auf der Küste von Coromandel durch verschiedene und heftige Kriegsbewegungen erschüttert. Auf der andern Seiten sehen wir grosse indianische Staaten umgekehrt, und die mächtigsten Fürsten von einem fühnen Eroberer gestürzt.

Bengala

ist unter den Herrschaften des grossen Mogols die äusserste Landschaft gegen Morgen. Ihre Länge von Osten gegen Westen erstreckt sich auf 100 deutsche Meilen, die Breite auf 75; der Ganges, der grösste unter den indianischen Flüssen, theilet sich in verschiedenen Armen durch diese Provinz, und flürzet sich durch verschiedene Aussüsse in den bengalischen Meerbusen. Das Land ist fruchtbar; es bringet alle Arten von Nahrungsgewächsen in Überfluss, und ist gleichsam Indiens Magazin. Es liefert aber auch sehr viele Materien zu Handwerkern und Manufakturen. Die Cat un- oder Baumwollstauden ist nach dem Coccusbaum, die nuzlichste Pflanze. Sie wächst so hoch als ein Rosenstrauch und

und trägt gelbe Blüthe. Wann diese abfallen, so bleiben kleine Knöpfe zurück, die so groß als eine weltliche Nuss werden. Die Schale ist dünn, und springt auf, wann sie reif sind. Die schneeweiße Baumwolle bricht alsdann herfür, und breitet sich aus. Ganze Felder werden mit ihrem Sammen besetzt. Die Einwohner sind geschickte Künstler. Hier werden die schönsten indianischen Mouselines, die feinsten Nessel-Leinwand- und baumwollenen Tücher gemacht. Ihre Farben verschwinden nicht, und gehen auch in der Länge nicht ab. Hugly, auf einer Insel in dem Ganges, ist der grosse Handelsplatz von Bengal, wo hin alle fremde Waaren ausgeladen, und alle Landesprodukte aus den benachbarten Provinzen gebracht werden. Die englische Compagnie hat ihre Factorie zu Calcutta, wo sie das Fort William besetzt. Die ganze Landschaft aber wird von einem Nabab, oder Statthalter regiert.

Sujah-Doula, der gegenwärtig regierende Nabab, erklärte sich schon zu Ende des 1768 Jährs wider die englische Compagnie, deren abgesagter Feind er ist. Von allen Seiten zog er europäische Ingenieurs an sich, welche die benachbarten Raials oder kleinen Fürsten auf, und nahme den Engelländern verschiedene wichtige Plätze hinweg. Die Macht dieses Nababs ist sehr groß, und hätte der englischen Compagnie gefährlich seyn können, wann er seine Kräften und erhaltene Vortheile zu gebrauchen weiß. Den letzten Nachrichten zufolge aber haben die Engelländer, durch Vermittlung des Gelts, mit diesem Fürsten einen Frieden geschlossen, laut welchem er neutral verbleiben, und seine zahlreiche Truppen bis auf 35,000 Mann abschaffen solle. Aber

auf der Küste von Coromandel,

die sich dem bengalischen Meerbusen nach bis an das Vorgebirge Comorin erstrecket, haben die Engelländer einen weit furchterlichen Feind an dem Hyder-Ally-Chan, der für den vornehmsten und dappersten Fürsten von Idostan gehalten wird. Er ist kein Prinz von Gebüt, sondern ein Avanturier, der sich durch Rühmheit empore geschwungen, und durch dieselbe allein sich zu erhalten und zu vergrößern sucht. Im Jahr 1756 stehnde er als Hauptmann über eine Compagnie Sypayes in französischen Diensten. Nach der Niederlage der Franzosen zu Trichenapoli desertierte er, und ginge in den Dienst des Königs zu Mysore. Durch seine Intrigen erworb er sich bald ein Ansehen,

fiesse vor etwelchen Jahren seinen Souverain vom Thron, und riss die Regierung an sich. Die Compagnie wurde bald in einen verderblichen, und ansch unruhen Krieg mit diesem Kronentäuder gestothen, weil ihre Officiers seit dem Jahr 1756 stets Geschenke annehmen, und mit grossem Eifer sich in die Streitigkeiten der indianischen Fürsten mengen, in der Hoffnung, grosse Reichtümer zu sammeln, wann sie dem einen helfen, den andern vom Thron stürzen. Bis dahin aber ist dieser Krieg mit

grossem Verlust der Engelländer

gesührt worden. Hyder-Ally vereinigte sich mit den Maratten, einer mächtigen und kriegerischen Nation, die den südlichen Bergigen Theil der Küste Malabar, hinter Goa bewohnet, überfiele an der Spize von 3000 Mann den Obrist Wood, richtete in den englischen Besitzungen grosse Verheerungen an, und eroberte einige der festesten und wichtigsten Plätzen. Meliapour, Palliocate, Bombay und andere mehr kamen in seine Gewalt. Er rückte sogar vor Madras, den Hauptort der englisch-ostindischen Handlung, gestattete dem Commandant nur 7 Tage Bedenkzeit, den Ort zu übergeben. Der Obriste, Schmidt, wurde hierauf also bald an diesen siegreichen Fürsten abgeschickt, um zu versuchen, den Frieden mit ihm zu machen.

Die Beschreibung von Bombay und Madras

zeigt die Grösse der über die englisch-ostindische Compagnie schwelenden Gefahr. Die erste ist eine beträchtliche Stadt auf einer kleinen Insel dieses Namens, die an der Seiten der Provinz Dekan ist. Sie hat ein starkes Fort und einen sehr guten Haven, von dessen Vortrefflichkeit sie auch den Namen Bon-bay erhalten. Eben wegen diesem Haven ist auch eine sehr starke Niederlage von Waaren daselbst. Aber Madras ist die vornemste Niederlage der ostindischen Compagnie, und nächst dem zu Batavia der reichste europäische Haven in Indien. Der Ort ist auch unter dem Name, Fort St. George bekannt. Der Gouverneur ist nicht nur der Präsident des Forts, sondern auch der Direktor aller Factorien an der Küste Malabar und Coromandel. Die Zölle von den ein- und ausgehenden Waaren machen einen der ansehnlichsten Theilen von den Einkünften der Compagnie aus. Sie werfen jährlich bey 100,000 Reichsthaler ab. Die Einkünfte von den Landesprodukten

G

Ma.

machen bey dreysig tausend Reichsthaler aus; ohne den Ankertoll und viele andere kleine Einkünfte und Pächte. Die Handelschaft dieses Orts erstrecket sich auf alle Gegenden, die von dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegen Morgen liegen. Der hauptsächlichste Vortheil des Handels, wordurch ein Zusammensatz von Einwohnern verursacht worden, wäre die Nachbarschaft mit den Diamantgrüften in Golconda, die die berühmtesten in der Welt sind, und etwa eine Wochenreise von der Stadt abliegen. Die Anzahl der Einwohner, die in dem Gebiet der Compagnie, und unter ihrer Jurisdiction waren, soll sich auf 80- bis 90tausend belaufen.

Es hat aber die Regierung, nach vielen Berath-schlagungen, und auf die dringende Vorstellungen der Direktoren der ostindischen Compagnie, sich entschlossen, eine Escadre von Kriegsschiffen, samt einigen Truppen nach Indien zu schicken, um diese große Quelle des Reichthums der Nation sicher zu stellen, und zu beschützen. Man besorgte englischer Seits, daß eine gewisse benachbarte Macht, die bereits eine beträchtliche Stärke in Indien besetzt, hinter diesen feindlichen Bewegungen stecke, und die Absicht hege, die Engelländer derselben zu berauben.

Als Madras in dem Jahr 1756 von den Franzosen erobert war, so belief sich der Verlust der Handlungs-Gesellschaft an Gelde und an vorhandenen Waaren in den Magazinen, auf 200,000 lb. Sterling. Der gegenwärtige Verlust der Compagnie muß bey der Einbusse so vieler Handlungspläzen und Faktorien, weit beträchtlicher seyn, wann man nicht Mittel gefunden, Waaren und Güter zuvor in Sicherheit zu bringen.

Die persischen Unruhen,

welche seit einiger Zeit dieses mächtige Reich heftig zerrüttet, scheinen die ottomannische Pforten vor der Gefahr eines von dieser Seiten feindlichen Ueberfalls sicher zu stellen. Kerim-Kan, der lange Zeit Regent und Statthalter dieses Reichs gewesen, hat sich gänzlich Meister davon gemacht, und beherrscht es mit einer uneingeschränkten und despötischen Macht. Es sind aber auch noch starke Partheyen in dem Reich wider ihne, deren Aufstand er befürchten muß. Er unterhältet zu Chirros stets eine Armee von 70,000 Mann um sich, worunter 40,000 Mann Cavallerie sich befinden. Seine Hofstatt ist eine der prächtigsten in dem Orient. Um seinem Sohn, Abolfat-Chan,

das übel erworbene Reich zu verschieren, ließe er denselben im Merz lebhaft öffentlich krönen, in der Absicht, desselben Residenz zu Isaphan festzusezen. Das Alter dieses jungen Fürsten ist nicht mehr als zwölf Jahr.

Die Staatsveränderungen in dem Königreich Siam

und andern benachbarten Staaten, sind unter allen neuern Begebenheiten die merkwürdigsten und größten; besonders wann man die Kürze der Zeit von 3 Jahren, in welchen sie vorgefallen, mit der Größe derselben vergleicht. Der König von Barma, welches Reich oft von dem König zu Pegu, oft von dem zu Ava, zwischen welchen beyden es liget, abhangete, hat nicht allein das Königreich Pegu sich unterwürfig gemacht, sondern seine Erbverträge auch über Siam, Tonquin, und selbst über China ausgebrettet. Die Belagerung der Hauptstadt Siam dauerte ein ganzes Jahr, während welcher Zeit die Belagerten die Körper der Todten zu ihrer Nahrung haben genießen müssen. Die Stadt liget auf einer Insel, und ist in ihrem Umsang sehr groß. Sie hat verschiedene harte Belagerungen schon in den vorigen Zeiten von den peguanischen Königen ausgestanden, von welchen sie oft mit Armeen von vielen hundert-tausend Mann eingeschlossen worden. Kaum hatte der barmische König die Siamesen unter seine Herrschaft bezwungen, so wurde noch gleichen Jahrs

Der Kaiser in China angegriffen,

und die Provinz Junnan feindlich überzogen. Der König von Barma dediente sich einer List. Er gabe vor, er wolle die Tartarn aus dieser Provinz austreiben, und die Chineser in den Besitz derselben setzen. Von 28 Schlachten, die er nach und nach glücklich ersuchten, ware die im October 1767 die blutigste, in welcher sein siegendes Heer zwanzig tausend Tartarn, nebst ihrem Heerführer erlegte, der ein Sohnermann des regierenden Kaisers von China ware. Die Folgen dieses Siegs waren fast unglaublich. Die Provinz Junnan wurde von Einwohnern entblößt und fast öde gemacht. Der größte Theil derselben brachte sich selbst ums Leben; die Weiber ersäufsten sich in den Flüssen und Soodbrünnen; die Männer spülten sich selbst.

Die

Die Provinz Tschinaw

ist eine der reichsten und fruchtbarsten des Reichs. Sie hat verschiedene Bergwerke von alterhand Erze. Um eine einzige Stadt herum werden 36 Gold- und Silberbergwerke gezehlet. Die Flüsse, so von den Bergen herabkommen, führen eine grosse Menge Goldsand und auch Edelsteine mit sich. In den Gebieten werden Rubinien von außerordentlicher Größe und Schönheit gefunden. Schon zu End des Weinmonats 1767, ware die ganze Landschaft unter den peguanischen Scepter gebracht. Der Kaiser von China ließ unermessliche Schätze nach der grossen Tartarie bringen, wohin er sich im Fall der Notthäften flüchten könnte. Aber sein Schicksal scheint es anders verhängt zu haben. Der König von Cochinchina, dessen Gesandter an den chinesischen Hof, von den Tartaren ermordet worden, ergriff diese Gelegenheit, und kündete dem schon bedrängten Kaiser den Krieg an. Der König von Pegu vereinigte sich mit ihm. Beide verbundene Fürsten drangen mit ihrer vereinigten Macht in die Provinz Sachuen; die auch bald in ihre Gewalt kame. Der barmische König setzte hierauf seine Eroberungen mit der größten Geschwindigkeit fort, nahme den Kaiser gefangen, erwürgte ihn, und setzte sich an seine Stelle auf den Thron.

Die Chineser sollen diesen Umsturz vorher gewissaget, und die Ursachen desselben den ungerechten Missbräuchen des Kaisers selbst begemessen haben, als welcher, wider ihre Gesäze und Gebräuche, ausländische Kebswieber in seinen Palast eingeführet hatte, und namentlich 9 persianische, mit deren einer er einen Sohn gezeugt, den er zum Thronfolger erklären wollte. Seine kaiserliche Gemahlin hatte er nicht allein umbringen lassen, weil sie ihm kein Prinzen geboren, sondern den mahometanischen Kebswiebern zu Gefallen eine Moschee in seiner Residenzstadt erbauen lassen, welche durch mahometanische Geistliche bedient wurde.

Der Slavenhandel mit den Schwarzen in Afrika,

der von einigen handelnden Personen durch Verwechslung europäischer und indianischer Waaren betrieben wird, ist zwar von Wichtigkeit, aber vielleicht auch unter allen gewinnüchtigen Unternehmungen der Menschen die ungerechteste. Die

Anzahl der Schwarzen, welche im Jahr 1768, von dem weissen Vorgebürg, Capo Blanga an bis Rio Congo zu Slaven erkauf worden, belauft sich laut einer aus London erhaltenen Berechnung auf hundert und viertausend und einhundert Köpfe. Namlich von Großbritannien 51,100; von den britannischen Colonien in Amerika 6200; von Frankreich 23,700; die Holländer 11,100; von Portugal 8700; von Dänemark 1200. Baum man nun alle diese Schwarze, jeden Kopf nur zu 15 Pfund Sterling rechnet, so kommt ein Capital von einer Million, 561 tausend 500 Pfund Sterling, und also mehr als 32 Millionen hiesige Pfund heraus. Die Einwohner von Kigritien liegen stets wider einander zu Feld, und alle Gefangene, so sie im Krieg machen, verkauffen sie andern, sowol afrikanischen als europäischen Nationen. Dieser Slavenhandel ist unter dem Namen Ahiento bekannt. Diese Leute sind auf diesen Gewinn so erichtet, daß sie auch ihre eigene Weiber, Kinder und Geschwister verkauffen. Die meisten werden nach Almecita geführt, und zu den Plantagen, zu dem Ackerbau, zu den Zukermühlen u. s. f. gebraucht.

Ein sehr gefährlicher Anschlag auf Brest.

Eine in Frankreich in der Provinz Bretagne an der See liegende Stadt, dessen Hafen der beste in Europa seyn soll, ist ein Beweisthum, wie unscher oft selbst der zwischen den Nationen geschlossene Frieden, durch die geheimen Anschläge der unruhigen Politik zu seyn pflege. Es wurde im Brachmonat daselbst ein Fremdling gefänglich gehalten, der sich unter dem Namen Lord Gourdon, Officier bey der englischen Marine zu erkennen gegeben. Er stellte sich anfangs seines Aufenthalts dem Commandanten und Intendanten, mit Empfehlungs-Schreiben von dem französischen Abgesandten zu London vor, und wurde sehr wol empfangen. Fünf Wochen lang hielt er sich in der Stadt auf, und wäre im Begriff nach Paris abzureisen. Er hatte schon von seinen Bekannten Abscheid genommen, als er arreliert wurde. Man hatte beobachtet, daß er verschiedene Personen von dem Port an sich gezogen, und alles genau in Augenschein genommen und ausgefragt hatte. Er hatte einen Soldaten vom Regiment Bearn bey sich, der ihm als Zeichner diente, da er von allem was er sahe, besondere Grundrisse fertigen lte. Das Ministerium war hierauf

auf aufmerksam, kiesse ihme jemand insgeheim nachfolgen, und ihne allenthalben beobachten. Als dieser vorgegebene Lord angehalten wurde, fande man die Risse, und auch verschiedene Instruktionen und Correspondenz-Schreiben bey ihm. Die fernere und genauere Untersuchung deckte endlich den gefährlichsten Anschlag auf, an welchem sehr viele Personen Antheil hatten, die auch nachher von verschiedenen Orten her gefänglich eingebbracht wurden. Der Proces wurde weit ausschend; man hielt aber alles, so viel möglich, geheim. Dennoch wurde so viel bekannt, daß nicht nur Brest, sondern verschiedene andere Seehäfen und Magazine, der Küsten nach, zu gleicher Zeit haben sollen in Brand gestellt, und vermittelst dessen noch viel unternommen werden. Verschiedene mit Holz beladene Barques sollten auf eine bestimmte Stunde ankommen, das Port anzustechen. Dieser Gourdon ist wirklich ein junger Lord, und aus einem sehr hohen irlandischen Haus. Aber seine hohe Geburt bestreut ihn in Frankreich nicht von der Strafe seines Verbrechens.

So gehet die herrschüchtige Politik mit geheimen Anschlägen um, die an sich selbst lasterhaft sind; und, wann man aufrichtig gestehen darf, so ist die Geschichte der politischen Welt fast nichts anders, als die Geschichte grosser Laster.

Der plötzliche Tod des Pabts, Clemens des Dreyzehnten,

hatte in Europa Aussehen gemacht, und zu verschiedenen Gerüchten Anlaß gegeben. Fast niemand hat denselben für natürlich ansehen wollen. Die Unstände veranlaßten diesen Verdacht. Verschiedene Souverains hatten auf gänliche Abschaffung des Jesuiter-Ordens Gedrung'n, der sich durch gefährliche Praktiken überall Feinde zugezogen, und der Papst schiene bereits im Begrif zu seyn, ihren Vorstellungen nachzugeben; als er den 2ten Hornung nach Mitternacht durch einen unerwarteten schleunigen Zufall hingerissen wurde. Den Abend zuvor hatte er noch dem Cardinal Nezzonico, seinem Neven, und dem Cardinal Torregiani Audienz er-

theilst, und hernach gesund und ruhig zu Nacht gespiessen. Während dem er sich auskleidete, überfielen ihn plötzliche Schmerzen und der Tod; der auch bald hernach durch das Geläute d'r grossen Glocken auf dem Capitolio kund gemacht wurde. Der Leib wurde geöffnet; man fande einige Gefäße in dem Herz außerordentlich ausgedehnt, welches die Ursache seines Tods ware. Der Leib wurde einbalsamiert, und in päpstlichem Schmuck auf ein Pardebett hingelegt. Den 4ten Abends wurde er unter einem

prächtigen Leihenbegängniß

auf das Vatican gebracht; vorher zoge eine Compagnie zu Pferd. Einige Trompeten voraus ließen sich in einem dumpfen und traurigen Thon hören. Ihnen folgten eine Menge Kammer- und Stallbediente mit Fackeln in den Händen. Hierauf folgten der Hauptmann über die Schweizergarde, und der Ceremonienmeister zu Pferd. Der päpstliche Leichnam wurde auf einer fehr kostbaren und offenen Todtenbaare von schwarz angeschirrten Pferden getragen. Die schweizerische Garde glenget auf beiden Seiten neben der Leiche einher. Ihnen nach folgten auch sieben durch Pferde gezogene Kanonen: Hierauf kame wiederum eine Compagnie zu Pferd, wie auch einige Cuirassier mit ihren Trompeten und Pauken. Als die Leiche samt ihrem Begleit angelommen, wurde der Leichnam von der Tragbaare gehoben, und in die Sixtinische Capelle getragen. Der päpstliche Hut wurde ihm hier abgenommen, und eine Priestermitze aufgesetzt.

Der verstorbene Papst, Clemens XIII., ware aus dem edlen Hause Nezzonico, eines edlen Venetianers, Johann Baptist Ne-

Natürliche Vorstellung dieser außerordentlichen Leichenbegängnus.



A. Besichtigung des Leichnams des sel. Pabst. B. Uebergab des Gnadenringes. 1. Compagnie zu Pferd. 2. Kammer- und Stallbediente mit Fackeln. 3. Der Hauptmann über de Schweizergarde und Ceremonienmeister. 4. Der päpstliche Leichnam. 5. Die Schweizergarde. 6. Geistliche mit brennenden Wachskerzen. 7. Die Canonen. 8. Die Cuirassiers.

D
o
l
i
c
e
g
a
e
i
n
B
G
D
f
a
h
l
i
c
D
s
d
n
w
w
d
E
L
e
m

Rezzonico Sohn. Er wurde im Jahr 1693 den 7ten Merz zu Venetia geboren. Papst Clemens XII machte ihne zum Cardinal, und gave ihme zugleich das Bischthum zu Padua, in dem venetianischen Gebiet. Im Jahr 1758 den 7en Februar wurde er zur höchsten Würde in der Kirchen erhoben. Er brachte also sein Alter auf 76 Jahre 10 Monat, und seine Regierung auf zehn Jahr.

Es ist bey dem Todesfall eines Papsts stets der Gebruch, daß die Gefangene, welche hin und wieder in den Gefängnissen der Stadt sich befinden, nach der Engelsburg gebracht werden. Dieser Gebruch hat bei letzter Gelegenheit den Herrn Fiori, ersten Schreiber des ehemaligen Cardinals Passionei, das Leben gelostet. Er ware ein Staatsgefangener. Der Anblick so vieler unerwarteter und plötzlich zusammenkommender Gefangener setzte ihne solcher massen in Schrecken, daß er in Gichter fiel, und in wenigen Stunden starb.

Der Cardinal Rezzonico, Neuen Seiner verstorbenen Heiligkeit, legte bald hierauf dem Collegio der Cardinale die Rechnung über diejenigen Gelter ab, welche unter dem verstorbenen Papst aus der Engelsburg waren genommen worden, um der Theurung des Brots zu begegnen. Dreymal hunderttausend Dicaten waren baar wieder vorhanden; ungefehr so viel in guten Wechselbriefen. Der Nebenrest wurde in denselben Summen aufgewiesen, welche die Gemeinden noch für die ihnen in dieser Noth gethanen Kornlieferungen schuldig waren. Die Cardinale waren mit dieser abgelegten Rechnung sehr vergnügt, und bezeugten dem Nepoten ihre Zufriedenheit.

Die Praktiken der Jesuiten

und ihrer Anhänger hätten es bald, ohne die thätige Geschicklichkeit des französischen Gesandten dahin gebracht, daß der Cardinal Chigi, ein grosser Eiferer für ihre Gesellschaft, noch vor Eröffnung des Conclave zum Papst erwählt, und in den ersten Tagen, in denen sich die Cardinale würden versammelt haben, öffentlich ausgerufen worden wäre. Ein in der Nacht zwischen dem 11ten und 12ten Merz aufgefahner Brief delte diesen geschmiedeten Complot auf; dessen Ausführung in der römischen Kirchen eine Trennung hätte verursachen können. Aber man ließ alle Triebwerke der Staatskunst spielen, um dieses zu verhindern. Alle Abgesandte protestierten, daß alles was vor der Ankunft der Cardinale, disseits den Alpen, in dem Conclave vorgenommen wurde, für null und nichtig gehalten seyn solle. So bliebe der heilige Stuhl über 3 Monat lang ledig.

Die Reformation unter den geistlichen Orden

gienge inzwischen in verschiedenen italiäischen Staaten stark vor sich. In den Landen des Herzogs von Parma wurden auf dreysig Klöster unterdrückt; die einheimischen Ordens-Geistliche in andere Klöster versezt, und die Inquisition nach dem Abschluß des Pater Inquisitors, so den 4ten Hornung erfolget, wurde abgeschafft. Von jeder Art Klöster blieben in dem ganzen Staat nur eines übrig. Die Certosiner und Barnabitzen ließ man ganzlich ausgehen, weil von jedem nur ein Kloster, und in keinem die volle Anzahl der Geistlichen ware. Zu Venetia, in dem letzthaltenen Concilio dei Pregadi, sind

73 Franz

73 Franciscaner-Klöster, von allen drey Orden, die keine 12 Geistliche unterhalten könnten, aufgehoben worden. Die Geistlichen begeben sich in andere Klöster des venetianischen Gebiets. Jedem sind hundert und fünfzig Ducaten angewiesen. Der ganze Franciscaner-Orden soll, vermöge eines Dekrets des Senats, aussterben. Die Bischöffe dürfen inständig nicht mehr ohne Erlaubniß aus dem Staat sich begeben. Die Priester sollen nicht eher, bis sie das kanonische Alter von 25 Jahren erreicht haben, ordiniert werden. Von 3745 Geistlichen bleiben nicht mehr als 1792 übrig. Die Dominikaner und Jesuiten müssen sich bequemen, sich allen Verordnungen des Senats zu unterwerfen; wann sie nicht die Staaten der Republik raumen wolten. In dem Königreich Neapolis, wo vorher Jesuiten-Klöster gewesen, werden nunmehr Collegia zu Erziehung der Jugend errichtet, in welchen die meisten Lehrküchle, so nicht die Religion betreffen, nur weltlichen Lehrern anvertraut werden.

Ein sonderbarer Proces,

Welcher vor einiger Zeit zu Paris entstanden, hat die Neubegierde vieler Menschen gereizt. Zwei Schwestern lagten gegen einander wegen eines Vermächtnisses, auf welches eine jede derjedem für sich alleine Anspruch gemacht. Beide waren liebenswürdig, und lebten unter der Aufsicht ihrer verwitweten Mutter. Ihr Vermögen aber war gering. Ein bereits bejahter und reicher Ueberhaupter fand sich fast täglich in ihrer Wohnung ein, und ließ eine vorzügliche Achtung für die Jüngere blicken. Seine Liebe vermehrte sich durch die Besuche, aber seine Geliebte ließ sie stets mehrere Abneigung gegen ihn blicken. Er wagte endlich einen Antrag, und bote, um ihre Gefälligkeit zu gewinnen, 10,000 Livres an. Aber die spröde Schöne verwarfse diesen Antrag; doch gab sie ihrer ältern Schwester Nachricht davon. Diese, mit mehrerer Überlegung und Einsicht, gab zur Antwort: Ihre Mutter seye noch jung, und sie selbst könnten sich keine baldige Hoffnung zu ih-

rer eigenen Versorgung machen; wodessen seye mit 10,000 Livres etwas auszurichten, und sie wolle an ihrer Schwester Platz treten. Dieses wurde von der Jüngern angenommen, die Sache ward ausgeführt, und der betrogene Liebhaber zahlte die 10,000 Livres aus. Nach einiger Zeit starb dieser Unglückliche in einer Krankheit, und starbe in dem Irrethum, es seye die Jüngere, so ihme gefäulig gewesen. In diesem Wahn vermachte er derselben 50,000 Livres, aus Dankbarkeit für die erwiesene Liebe und Freundschaft. Diese meinte nun, das Vermächtniß sey ihr, laut der ausdrücklichen testamentarischen Verordnung, zugefallen. Da hingegen die Ältere verschiedene Gründe anführte, um sich dieses Vermächtniß zuzueignen.

Ein anderer an sich wichtigerer Proces, der vor einiger Zeit zu London beurtheilt worden, ist wehe wegen

dem Eiser zweyer Advokaten,

welche die streitenden Partheyen vertheidigten, als wegen der Wichtigkeit der Sache selbst, die uns in dieser Entfernung so wenig röhret, so unbekannt sie ist, merkwürdig geworden. Es ware um das Erbrecht zu dem Namen, den Titeln und Gütern des letzterstorbenen schottischen Herzogs von Douglas zu thun, auf welches zwei angeschlagene Familien, die einte dieses Namens, die andere Hamilton, Ansprache gemacht. Zwei der vornehmsten Advokaten, die die Streitsache dieser Partheyen gegen einander versuchten, und, als ein seltesnes Beispiel, sich die Obsiegung ihrer Clienten zur Ehre machten, kamen, aus Eifer, vor der Cammer in eine solche Hitz gegen einander, daß sie gleich nach dem Austritt von der Verhetzung hingingen, und einige Pistolenkuglen mit einander wechselten. Dieser hizige Eiser wurde einen traurigen Ausgang genommen haben, wann nicht beiderseitige Freunde glücklicherweise darzwischen gekommen wären, ehe noch einer dem andern eine tödtliche Wunde beigebracht hatte. Es scheint, diese edlen Schützredner haben nicht blos auf die Bezahlung gesehen, und wegen Gewissheit derselben, sich den Ausgang dieser Sache nicht gleichgültig seyn lassen.

Eine wunderbare Geburt,

Die Sonntags den 18ten Brachmonat legt hin zu London an das Tageslicht gekommen,

men, hat die Aufmerksamkeit der Naturforscher rege gemacht. Eine Frau in dem Zuchthaus kam mit Zwillingen nieder. Das eine dieser Kinder ware weiß, das andere ganz schwarz. Wenn man hierbei betrachtet, daß eine solche Mutter nicht durch Zugend, nicht durch Reinigkeit der Sitten und eine gute Aufführung in die Zichthäuser geführt wird, so kan man leicht die Ursache vermuthen, von welcher dieser Unterscheid herrühret; besonders an einem Ort, wo wegen der Bequemlichkeit der indianischen Handlung, v'ele Kaufleute und grosse Herren oft schwarze Negren unter ihren Bedienten halten.

Die reiche Verlassenschaft eines Buchdruckers,

der im Jahr 1768 zu Paris verstorben, hat viele Leute in Verwunderung, aber auch in misszünftige Eifersucht gebracht. Sein Namen ware Coignard. Man fandt hinter ihm 73,000 neue Dublonen, ungefehr eine Million baares Gelt hatte er bey Dr. le Bel, gewesenen ersten königlichen Cammerbedienten gehabt; ungefehr 500,000 Livres bey dem Herzog von Nevers; und 100,000 bey dem Dr. Abt Olivet. Bey einer solchen Erbschaft wird es dem Verstorbenen kaum an wolgesinten Verwandten gefehlt haben, die das Vermögen samt den Schulden über sich genommen.

Eine schädliche Erfindung,

die zu nichts anders, als zu Verheerung des menschlichen Geschlechts dienen kan, soll unlangst zu Newport, in Rhode-Island von einem Einwohner erdacht worden seyn. Sie besteht in einer Maschine, durch welche in einer Action, zu Wasser oder zu Land, ohne Hilf des Pulvers, viermal mehr

Leute zu Grund gerichtet werden sollen, als durch alle bis dahin erfundene Kanonen und Mordgewehre, die die Menschen, sich unter einander zu erwürgen, gemisbraucht. Eine Erfindung, die samt dem Erfinder alsbald vergraben zu werden verdient hätte.

Die Reise um die Welt,

welche der Herr Bougainville mit zwey Fregatten lezthin gemacht hat, ist besonders in Absicht auf die Schiffarth, eine der wichtigsten. Alle grossen See-fahrer, die bis dahin die Welt umschiffet haben, büsten auf ihren Reisen stäts einen grossen Theil ihres Schiffvolks, durch den Scharbol und verschiedene gewöhnliche Krankheiten ein, die theils in der Nähe der Seeluft, theils in der Abwechslung so ungleicher Hitze und Kälte in verschiedenen entferntesten Weltgegenden, am meisten aber in dem Gebrauch des gesalzenen Fleisches und in dem Mangel frischen und reinen Wassers ihren Grund hatten. Man hörte daher mit Verwunderung die so erfreuliche als unerwartete Nachricht, daß dieser Officier in dem Lauf seiner Reise, die vom 15ten Wintermonat 1766, bis den 14ten Merz 1769, ungefehr $2\frac{1}{2}$ Jahr gedauert, nicht mehr dann 7 Personen von seinem Schiffsvolk, so aus zweihundert Mann bestanden, verloren hätte. Die Ursache dieser außerordentlichen Erhaltung schreibt er dem Ueberfluß von distilliertem Seewasser zu, welches er beständig, vermittelst derjenigen Maschine zu verschaffen im Stand ware, welche Dr. Polisson vor einigen Jahren zu diesem Ende erfunden. Er glaubt anben, daß das Limonade-Pulver des Dr. Faciot, welches er alle des Scharbols verdächtige Personen gebrauchen ließe, ihm auch nicht wenig beygetragen habe, den Lauf dieser Krankheit aufzuhalten. Ueber das

das hat er auch die Beobachtung gemacht, daß die Bakösen, welche er auf dem Entrepont gestellt, statt eines Erlusters gedient hätten, vermittelst welcher er in dem Schlff unaufhörlich die Lust hätte erneuern können. Er brachte zugleich die Nachricht mit, daß er in der Südsee eine bis dahin

unbekannte Insel

entdeckt hätte, welche sehr groß, und wegen der Güte des Clima, und der Fruchtbarkeit des Erdreichs sehr angenehm seye. Die Einwohner sollen von einer sanften und vortrefflichen Gemüthsart, freundlich und sehr gesittet seyn, auch Künste und Wissenschaften kennen. Er brachte einen dieser Einwohner mit sich, der viel Verstand zeigte, und einige Kenntniß der Astronomie zu besitzen schien. Was wird aber diese wohgesittete Nation dabei gewinnen, wann sie mit uns Europäern bekannt wird?

Die südlichen Länder überhaupt sind bis dahin noch wenig besucht worden. Es ist daher auch noch keine vollständige Beschreibung von denselben ans Licht getreten. So viel man aber von den Nachrichten einiger Reisenden weiß, die bis dahin die südlichen Länder besucht haben, so findet man in den meisten einen Überfluss an kostbaren Waaren: Gold, Silber, Muskatennüsse, Ingwer, Zukerrohre von außerordentlicher Größe. Das feste Südländ ist laut den erhaltenen Beschreibungen, eines der glücklichsten von der Welt, in Ausicht seiner Güte und Fruchtbarkeit. Wirklich hat es mit den fruchtbarsten und reichsten ost- und westindischen Ländern eine gleiche Lage, und muß daher aus gleichen Ursachen von der Natur eben so reichlich versorgt seyn. Dieses

scheint noch mehr durch die Nehnlichkeit bestätigt zu werden, welche die Seefahrer zwischen den Einwohnern von neu Guinea, und denen in dem alten Guinea, an der Küste von Afrika, in Ansehung ihrer Gestalt, Bildung und wollichten Haaren beobachtet haben.

Die ersten, welche diese südlichen Länder und Inseln entdeckt haben, beschreiben die Einwohner derselben insgemein, als umgängliche, friedfertige, auch nach Beschaffenheit ihrer Kenntnißen, geschäftige Leute, die in einer natürlichen Einfalt und Unschuld lebten. Die Nachrichten der neuern weichen von dieser Beschreibung ab, und stellen uns dieselben meistens als feindselige, mißtreue und gewaltthätige Menschen vor. Beyderley Nachrichten scheinen gegründet. Die Einwohner dieser Länder haben, gleichwie die Amerikaner, die Europäer bey ihrem ersten Anblit bewundert, und wegen ihrer Künsten verehrt; sie kannten noch keine andere Triebe, als die Triebe der Menschlichkeit; sie kamen voll Zutrauen herbei, und waren dienstbar. Bald aber lernten sie durch den Umgang die Eigenartigkeit derselben kennen; sie sahen ihre Gewaltthäufigkeiten; ihre lokende Höflichkeit wurde ihnen verdächtig; sie befürchteten unterdrückt zu werden, wurden mißtrauen, und gezen dieseljenigen feindselig, deren gewaltthätige Gewinnsuchtigkeit sie befürchteten. Die Einwohner der meisten Inseln, die die Europäer kennen gelernt, verstehen sich an den Ufern hinter den Büscheln, so bald sie ein europäisches Schiff erblicken, und können nicht darzu gebracht werden, an Bord desselben zu kommen. Steigen die Europäer ans Land, so sind sie ganz scheu; man muß ihr Zutrauen dadurch gewinnen,

H

hen, daß man ihnen allerhand europäische Kleinigkeiten: als Messer, Knöpfe, Spiegel u. s. f. zuwirft, alsdann kommen sie freundlich herbei, und führen auf ihren Fahrzeugen süßes Wasser, Früchte und andere Gewächse zu.

So schön derowegen die Nachrichten des Hr. Bougainville von der menschlichen und sanften Gemüthsart der Einwohner seiner neu entdeckten Insel Uingen, so wahrscheinlich ist zu vermuthen, man werde nach etwelchen Jahren, wann die europäische Handlung ihre geizigen Hände nach dieser fruchtbaren Insel wird ausgestreckt haben, nicht mehr so vortheilhafte Nachrichten von den vortrefflichen Sitten dieser Nation erhalten.

Die übel belohnte Höflichkeit.

Nichts ist fast so gewöhnlich, als daß einer eine Zeche bezahlen müsse, die ein anderer gerlossen. Dieses Schicksal erfuhrre unlängst selbst ein Parlamentsglied von Paris. Er befande sich eben auf dem Land, als ein artiges Frauenzimmer bei seinem Haus vorbeiführ, und das Unglück hatte, daß ihre Kutsche daselbst brach. Dieser Herr hote sogleich die seine an, und glaubte, es würde höflicher seyn, sie auch zu begleiten, als allein fahren zu lassen. Der Antrag wurde auch mit Vergnügen angenommen. Er begleitete sie also bis nach Paris zu ihrer Wohnung, und dann zu ihrem Zimmer. Zum Unglück hatte sie, wie insgemein schöne Weiber überhaupt, einen eifersüchtigen Mann, der diese erzeugte Höflichkeit übel belohnte. Dann kaum waren sie an der Thüre des Zimmers, als er unvermuthet beym Arm in ein ander Zimmer gezogen, und sogleich von einigen

Burschen angefallen wurde, welche ihne mit Stockschlägen sehr grob behandelten. Allem Aussehen nach hatte dieses Frauenzimmer schon zuvor an dem Ort, wo sie hergekommen, die Eifersucht ihres Mannes rege gemacht, deren Opfer dieser Herr unschuldig geworden.

Die Besserung eines bösen Weibs, welches sich lange Zeit nicht hatte wollen regieren lassen, ward vor einiger Zeit im Schwabenland, durch eine wol überlegte Entschlossenheit ihres Manns, glücklich bewirkt. Seine Gedult hatte seit langer Zeit ihre eigenmünige Bosheit, wie gewöhnlich geschieht, nicht nur erhalten, sondern vermehrt. Endlich machte sie es eines Abends so arg, daß sie seine Gelassenheit überwand. Er sahe sich gezwungen, den Prügel zu ergreissen, und indem sie sich hartnäckig und fast tobend wehrte, schlug er ihr einen Arm entzwey, und in den Kopf ein grosses Loch. Sie wurde zu Beute gebracht; man holte den Wundarzt. Die Eur ware schmerhaft und lange; aber die Frau tröstete sich darmit, es werde ihren Mann Gelt genug kosten, und die Größe dieser Unkosten werde ohne instinktiv wol abschrecken, sie noch einmal also zuzurichten. Endlich ward die Frau geheilt. Der Wundarzt brachte den Conto; wirklich stritte der Mann auch einige Weile wegen der Bezahlung; die Forderung dünkte ihne zu groß. Zulezt kamen sie um fünfzig Thaler überein. Indem nun der Mann in ein ander Zimmer ginge, das Gelt zu holen, sagte die Frau zu dem Wundarzt, er habe zu wenig gefordert; sie hätte gewünscht, daß diese Thorheit ihren Mann recht theur zu stehen käme, damit ihme bei erster Gelegenheit die Lust verginge, noch einmal also mit ihr

ihne
elten.
auen-
so sie
Nam-
Herr
hs,
ollen
it im
legte
h be-
unger
e ge-
son-
es ei-
issen-
gen,
n sie
chlug
den
arzt.
aber
e ih-
die
zünf-
also
i ge-
Con-
inige
orde-
men
dem
jien-
u zu
efor-
hor-
i fä-
heit
mit
r

ir zu verfahren. Aber wie erstaunte sie nicht? als der Mann wieder hereintrat, und zu dem Wundarzt sagte: "Hier, mein Herr! haben sie fünfzig Thaler für die an meiner Frau verrichtete Cur; und hier haben sie noch fünfzig zum vor- aus, für das nächste mal, da ihre Hülfe bey gleicher Gelegenheit nöthig seyn wird." Diese Entschlossenheit erschreckte die Frau, und machte sie biegsam.

Weit gefährlicher, aber auch von mehreren Folgen ware in Engeland

Die Bosheit eines Weibs,

welches ihren Ehemann nicht nur lange Zeit, und täglich auf alle mögliche Weise geplaget, sondern endlich sogar theils mit den Nägeln zerfrazet, theils mit Stock und Fäusten sehr grausam misshandelt hatte. Das Uebel wurde alle Tage ärger, und der unglückliche Mann nahme endlich seine Zuflucht zum Schutz des Policey-Richters. Der richterliche Spruch verurtheilte dieses erboste Weib in das Buchthaus. Ein Constaffel sollte dasselbe in einer Kutsche dahin begleiten; auf dem Weg spotte er ihrer, und lachte sie aus. Dieses entzündete die Wuth dieser Frauen, daß sie ganz rasend den Constaffel ansiel, und erbärmlich zerfrazte und zerschlug, so daß er aus der Kutsche um Hilf schrie. Zwei Männer, welche ihm zu Hilf kamen, hatten alle Mühe, dieses fast rasende Weib von ihnen abzubringen. Nicht lange her nach sahe man ebendaselbst ein anderes Exempel der weiblichen Wuth. Mann und Weib waren mit einander in Streit gerathen, und während dem Zanken biss die Frau den Mann so wütend in den Daumen, daß der Brand bald darauf dazu schluge, und er daran sterben mußte.

Dieser Fall wurde untersucht, und von den Geschworenen als ein unvorsehlicher Mord erklärt.

Eine Schöne vor der Hochzeit, wird nach derselben oft ein schönes Ungheuer.

Ein anderes weit abscheulicheres Beispiel zeigt, daß die weibliche Bosheit oft auch zu den größten Lastern unreich seye.

Eine der ruchlosen Mörderinnen

wurde vor einiger Zeit zu Wien eingezogen, welche einige Zeitlang auf die lasterhafteste Weise der Welt, ihren Geiz sättigte. Unter dem Vorwand, andern Dienste zu leisten, hatte sie junge und säugende Kinder, sowol von solchen Müttern, die bey guten Häusern als Säugammen in Dienste getreten, als auch von solchen, die aus einer jungfräulichen Schamhaftigkeit, oder aus andern Gründen sich des mütterlichen Namens verschämt, zu sich in die Kost und Verpflegung genommen. Sie liesse sich aber stets für einige Monate das Rostgelt voraus bezahlen. Kaum aber waren die Kinder einige Zeitlang bey ihr, so kame sie schon mit der traurigen Nachricht zu den Müttern, daß ihr Kind gestorben. In der Zeit von 17 Monaten zählte man schon neunzig Kinder, welche aus ihrem Haus zu Grab getragen worden. Sie wurde deswegen dem Publikum verdächtig; man legte sie in das Gefängnis, und bald darauf gestuhnde sie ihre Verbrechen, welches um so viel strafbarer schiene, je sicherer es, theils wegen der Schwachheit so vieler unschuldiger Opfer, theils unter dem Zutrauen einer belohnten Verpflegung, im Verborgenen ausgeübt werden, und gefährlich seyn könnte.

Ein geschwindes Hilfsmittel wider die Melancholie eines Frauenzimmers,

so vor einiger Zeit entdeckt wurde, hat zugleich die Quellen verschiedener Krankheiten dieses schwachen Geschlechts kennen gelernt. Eine alte Jungfer hatte viele Jahre vergebens auf einen Mann gewartet. Sie besasse ein ansehnliches Vermögen; aber hieben wurde ihr die Zeit zu lange. Ihre Einbildungskraft wurde endlich, gleichwie sie in dem Frühling ihrer Jugend voll stolzer Hoffnung gewesen, also nun in dem Herbst ihrer Jahren, da überall die Farben verwelkten, mit Ungedult und Furcht erfüllt. Die Verzweiflung stürzte sie endlich in eine Melancholie, die ihr in den Kopf setzte, sie müsse in vierzehn Tagen sterben. Mit diesen Gedanken beschäftigt, gäbe sie selbst dem Todtenträber Befehl, ihr ein schönes und tiefes Grab zu machen. Dieser, über einen so außerdörflichen Befehl erstaunt, erzählte diese Neugierkeit allenthalben, wo er hinkame. Das schnelle Gerücht soge bald mit dieser Nachricht durch alle Winkel der Stadt, und vermehrte sie durch neue Umstände. Die Neugierigkeit, eine Jungfer zu sehen, die sich zum Grabe bereitete, führte endlich einen jungen Officier herbei; dieser ohne zeitliche Güter, hatte von ihrem Vermögen gehört. Er sienge daher an, von der Ehe zu reden: vielleicht in Hoffnung, ihrer eigenen Erwartung zufolge, sich bald als Erbe und allein Meister zu sehen. Sein Antrag wurde ohne Bedenken angenommen, und, um denen gesürchten vierzehn Tagen vorzukommen, beschleunigten sie durch einige Geschenke die Erlaubniß der Hochzeit. Sie eilten zur Kirchen; und als sie über den Kirchhof giengen, trafe die Braut an dem Weg ihren ehrlichen Todtenträber an, der ob der Arbeit des für sie zu machenden Grabes schwigte. Aber die Gedanken des Grabs waren schon mit der Melancholie verschwunden. Sie zahlte ihm daher alsbald seinen Lohn dreyfach. Wie man sagt, so ware ein Theil für das gemachte Grab, ein Theil, um es wieder zuzufüllen, der dritte, um geschwind, und vor allem aus, zu dem Priester hinzugehen, und ihne zur Einsegnung in die Kirchen zu rufen.

Ein unerwarteter Trost

Ist gewöhnlich das beste Mittel wider die Melancholie. Ein Jüngling bestätigte dieses vor nicht gar langer Zeit gleichfalls durch sein Beispiel. Durch seinen Geschmack an allen Arten von Lust-

barkeiten, hatte er bereits ein beträchtliches Vermögen bis auf einen kleinen Ueberrest durchgebracht. Da er bereits dem Mangel entgegen sahe, so grieth er oft auf ernsthafte Gedanken. Unter andern kamen ihm oft die Ermahnungen seiner sel. Mutter in Sinn, die, weil sie die Folgen seiner Ausschweifungen vorausgesehen, ohne oft auf die Bibel gewiesen, mit der Versicherung, er werde zur Zeit der Noth darinn allein seinen Trost finden. Seit dem Tod seiner lieben Mutter hatte er dieses alte Buch in einem Winkel ruhig stehen lassen. Nunmehr aber nahme er dasselbe zur Hand, um den verheissen Trost darinn zu suchen; kaum schluge er es auf, so fande er den gesuchten Trost in zweyen Gültbriefen, jeden von 10,000 Franken, die ihm seine Mutter, als eine Hilfsquelle in der vorausgesehenen Noth, daselbst bereitet hatte. Voll Zufriedenheit über diese Entdekung, gäbe er den Lehren seiner sel. Mutter nun vollkommenen Beysfall, und setze die Bibel wieder in ihre vorige Ruhe.

Der Ursprung der Cardinale, und die Beschaffenheit dieser geistlichen Würde

Scheint hier eine kurze Nachricht zu verdienen, weil sie diejenigen Personen sind, welche das wichtige Vorrecht an sich gebracht haben, das Oberhaupt der römischen Kirchen zu wählen.

In den ältesten Zeiten wurden Cardinale, oder Cardinal-Priester diejenigen Pfarrherren der bischöflichen Städten geheißen, welche, vermöge ihres Amtes, verbunden waren, dem Bischof beigegeben, wann er den Abend vor dem grünen Donnerstag das Salböl weihete, desgleichen am Abend vor dem Oster- und Pfingstfest, wann er feierlich die Taufsteine segnete. Der Bischof von Rom hatte unter seiner Autorität verschiedene solche Cardinale, welche die besondern Pfarrkirchen dieser grossen Stadt besorgten, und ihre Namen von den Kirchen her hatten, die ihrer Sorge anvertraet wurden.

In

In den ersten Zeiten waren also diese Pfarrherren Roms nichts anders, als die Rathgeber und vornemsten Erwähler der Bischöffen dieser Stadt, in Ansehen bey der Kirchen, aber ohne einigen überhabenden Reichthum, und folglich ohne weltlichen und eiteln Schwimmer, so lange die Kirche unter dem Druck seufzte.

Nachdem aber der christliche Glaube die herrschende Religion des römischen Reichs geworden, so stiegen die römischen Bischöffe nach und nach an, sich die höchste Gewalt in der Kirchen anzumassen, und ihr Ansehen wuchs, nach der politischen Gewohnheit der Welt, durch verschiedene Missbräuche, zu seinem obersten Gipfel; die Erhöhung des Hauptes zog auch die Erhöhung seiner Räthen, als eine nothwendige Folge nach sich, und diese fanden ihr Interesse darin, den Glanz und die Macht, zu welcher die römische Hierarchie unter der Begünstigung der unwissenden Frömmigkeit der mittlern Jahrhunderten empor gestiegen ware, zu erhalten.

Bis in das zehnte Jahrhundert sind keine Bischöffe auf den Kirchen-Versammlungen erschienen. Nachher fanden sie sich zwar auf denselben ein; sie folgten aber im Rang den Bischöffen nach, bis daß im fünfzehnten Jahrhundert Papst Eugenius der vierte eine Verordnung machte, daß die Cardinale den Vorgang vor den Bischöffen haben solten.

Das Recht, den Papst zu erwählen, scheinen sie von dem ersten Jahrhundert her geübt zu haben. Anfangs zwar wäre es, so wie die meisten Rechte der Welt, eine bloße Uebung; bald aber erwuchse es durch verschiedene Bestätigungen, zu einem gegründeten Recht. Papst Nikolaus der zweyte, machte im Jahr 1059 nach andern auf der lateranischen Kirchen-Versammlung, eine Verordnung: "Dß, wofern einer ohne Beystimmung und Bewiligung der Cardinale und der Geistlichkeit, sich auf den Stuhl des heil. Petrus setzen würde, so solten diese das Recht haben, ihne mit dem Bann zu belegen." Hundert Jahre hernach wurde ihnen diese Macht durch eine Bulle Alexanders III., mit Ausschließung der übrigen römischen Geistlichkeit ertheilt.

Endlich führte Bonifacius VIII., der zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts den heil. Stuhl auf den Gipfel der menschlichen Hoheit gebracht, mit gleicher Hand auch diesenigen auf die höchste Stufe der Ehren, welche die vornemste Stütze dieser geistlichen Regierung sind.

Das Volk muß überall in der Welt, durch einen äußerlichen Glanz geblendet werden. Was nicht in die Augen leuchtet, giltet nichts. Man fande daher nothwendig, auch den Cardinalen unterschiedliche Zeichen des Vorzugs zu gewähren. Auf der Kirchen-Versammlung zu Lion, welche anno 1245, in Gegenwart des griechischen Käysers Baldwins, und des heil. König Ludwigs aus Frankreich, gehalten worden, bewilligte ihnen Innocentius IV., den rothen Hut als ein Zeichen des Vorzugs. Er lebte damals im Streit mit Kaiser Friedrich II., und suchte die Cardinale durch diese Ehrenbezeugungen sich verbunden zu machen. Bonifacius der VIII., thate im Jahr 1295 die Robe von Purpur hinzu, und Paulus II., befahle im Jahr 1464, daß sie die Barrete, oder die rothe Mütze als ein Zeichen ihrer Ergebenheit, gegen den heil. Stuhl tragen solten.

Da die Cardinale in den ersten Zeiten nur die vornemsten Priester der Kirchspiele waren, so richtete sich ihre Anzahl nach

der Zahl der Kirchen, an die sie gebunden waren. Als **Innocentius** der IV., erwählt wurde, waren nur 2 Cardinale. Auf der Kirchen-Versammlung zu Costanz wurde ihre Zahl auf 34 gesetzt. Papst **Sixtus IV.**, ohne auf diese Dekret zu achten, ernannte 53; und **Leo X.**, vermehrte ihre Anzahl auf 65. Endlich wurde dieselbe von Papst **Sixtus V.**, auf 70 bestimmt, nemlich 6 Bischöfse, 50 Priester, und 14 Diaconen. Die 6 Cardinal-Bischöfse machten vor der Regierung **Alexanders III.**, keinen Theil des heil. Collegii aus, und man berieffe sie nur, um die Bischöfse zu Rom einzweihen. Von diesem Papst aber wurden sie in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in dasselbe aufgenommen.

Die Cardinale haben nicht alle gleiche Einkünften. Der blosse Cardinals-Titel gibt einem nichts. Man hat daher in den alten Zeiten oft gesehen, daß Cardinale ihre Würde für ein Bischthum ausgegeben. Ausser den 6 ordentlichen Cardinal-Bischöffen, von denen oben geredt, haben die übrigen Cardinale, wann sie schon Bischöfse sind, den Rang nur unter den Priestern und Diaconen.

Um dem Leser einiger massen begreiflich zu machen, was bei Erwählung der Päpsten vorgehe, wollen wir hier

die Beschreibung des Conclave

besfügen. Die Stiftung desselben fällt ungefehr 500 Jahre zurück. Auf der Kirchen-Versammlung zu Lion, welche im Jahr 1174, unter der Regierung Papsts **Gregorii X.** gehalten worden, ward es gestiftet, und seine Gesetze und Vorschriften gemacht. Und obgleich Papst **Johannes XXI.**, einige Jahre nachher diese Verordnung widerrufte, so ward sie den-

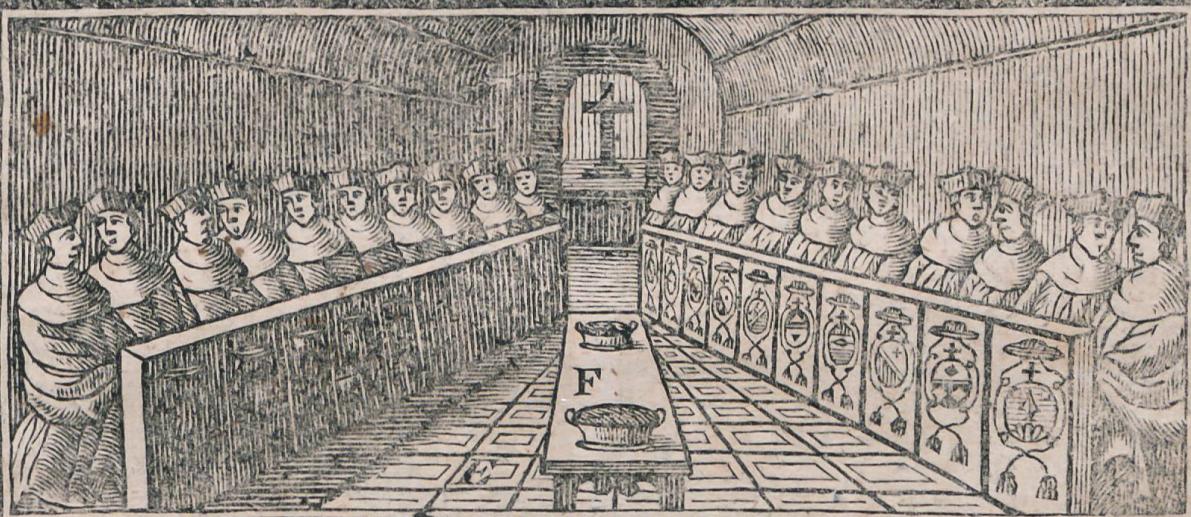
noch bald wieder von dem Papst **Celestinus V.** erneuert, und von **Bonifacius VIII.** bestätigt. So waren selbst die unbetrießlichen Päpste nicht einig.

Das Conclave nimt einen Theil des Vatikans ein, eines grossen und sehr schönen Palasts, der an die Gallerie der St. Peters Kirchen stößt. Der Länge des ersten Appartements und den bedekten Gängen nach, die es in sich schließet, sind verschiedene grosse Säle, welche man durch Umfassungen von blossem Brettern absondert. Den Raum dieser Umfassungen heisst man Zellen, deren jede aus verschiedenen kleinen Cabinets besteht. Ein jeder Cardinal hat für sich und seine Conclavisten eine solche Zelle. Sein Wohnzimer darinn ist nicht grösser, als daß ein Bett, 5 oder 6 Sessel samt einem Tisch darinn Platz finde. Die nächstfolgende Abtheilung, wie auch eine Kammer obenauf sind für die Conclavisten bestimmt. An der Seite sind zwey and're kleine Gemächer, deren eines statt einer Capelle dient, wo der Cardinal die Messe liest; in dem andern spiset er samt seinen Conclavisten. Die Cardinale müssen sich hier auf ihre Unterkosten erhalten. Ausserher den Zellen, unter den bedekten Gängen des Vatikans, gibet man einem jeden einen verborgenen Ort ein, um ihre Speisckammer und Küchen dahin zu machen.

Ehe das Conclave eröffnet wird, feyret man die Messe des heiligen Geists, nach welcher die Cardinale sich singend in ihre Zellen begeben. In den ersten Tagen wird denen Ambassadoren und andern grossen Herren gestattet, die Cardinale in dem Conclave zu sehen. So bald aber diese wieder heraus sind, werden Thüren und Fenster zugemaurt. Nur ein einiges Gitter bleibt offen, dadurch ein schwaches

Licht

Echter Abriss des Conclave, und Erwählung des Pabst Clemens XIV.



A. Begehung der Messe des heil. Geists. B. Zellen der Cardinale. C. Der Ceremonienmeister mit die Erinnerung mit seinem Glöcklein. D. Das eingefasste kleine Fenster des Conclave. E. Die Cardinale in der Sixtinischen Capelle für die Stimmen zu machen. F. Der Tisch, auf welchem die zwölf Beken voll Wahlzedlen stehen. G. Die Cardinale entziehen sich aus Ehrerbietung nach der Wahl. H. Der heil. Vatter gibt seine Einwilligung zur Wahl.

Recht in das Conclave fällt, um es zu beleuchten.

Inwendig in dem Conclave hat die Schweizergarde, welche die Pforte des Vatikans bewacht, Tag und Nacht über eine Wacht, welche Sorg traget, alle Öffnungen des bedekten Gangs zu ver machen, der gegen den St. Peters Platz ist. Auf diesem Platz sind zwey Wachten, die elnte bestehet aus 4 oder 5 Compagnien, die unter dem Commando des Marschalls der heil. Kirchen stehen. Dieser Officier hat während der Zeit, da der heil. Stuhl ledig steht, das Recht in dem Vatikan zu wohnen, und zwar an der Seiten des Prälatz, der Gouvernator des Conclave ist. Die andere Compagnie bestehet aus Soldaten, die zur Sicherheit des Conclave angeworben worden, um welches rings herum Schiltwachten gestellet sind. Bey der Hauptpforten sind die Schiltwachten verstärkt, weil daselbst die vier runden Gegitter sind, durch welche die Personen von innen sich mit denen von aussen mündlich unterreden können. Um den Ambassadoren Audienz zu ertheilen, ist an der Seiten der grossen Pforten, ein besonderes Guckfenster gemacht.

Kein Cardinal kan aus dem Conclave herausgehen, ohne seine Wahlstimme zu verlieren. Diejenigen, so zu Rom sind, und nicht in den drey ersten Tagen, nach Eröffnung des Conclave, hineingehen, werden nach deren Verflissung nicht mehr hineingelassen. Die, so von fremden Orten her später zu Rom ankommen, haben gleichfalls 3 Tage Zeit. Zu einer bestimmten Stund kan man mit den Cardinallen, und mit jederman, der in dem Conclave ist, reden. Doch darf dieses allein in Gegenwart der Garde, mit lauter Stim-

me, in itallanischer oder lateinscher Sprache geschehen, damit es jederman verstehe.

Jeden Morgen um 6 Uhr, gleichwie auch Nachmittags um 2 Uhr gehet ein Ceremoniemeister in dem Conclave herum, läutet mit einem Glöcklein, und ruffet die Cardinale mit den Worten zur Versammlung: Ad Capellam Domini. Diese Capelle des Sixtus ist überall in ihrem Umfang mit einer grossen grünen Tüche bedekt. Mitten darinn steht ein langer Tisch, auf dessen beyden Enden zwey Belen gestellet sind, in welchen die Wahlzedlen für das Scrutinium liegen. Die Siege, auf welchen sich die Cardinale zu beyden Seiten niederlassen, sind gleichfalls mit grünem Tuch überzogen. Vor jedem Siz ist ein Bult mit dem Waapen des Cardinals, der daselbst sitzt.

Es sind überhaupt vier Wahlarten bekannt. Die erste, da die Cardinale durch ein Compromiß übereinkommen, sich aus ihnen die Wahl zu überlassen, hat in dem dreyzehnten Jahrhundert Platz gefunden, da nach einem fast dreijährigen Streit, Gregorius X., aus dem Haus Visconti, auf den Thron erhoben worden. Die andere geschieht durch die Inspiration, da zwey Drittheile des in dem Conclave versammelten Collegii, gleichsam als durch eine Einigung Gottes getrieben, mit einander kommen, sich zu den Füssen desjenigen niederzuwerffen, den sie für das Haupt der Kirchen erkennen wollen; beyde diese Wahlarten sind durch Beobachtung verschiedener Uordnungen, die sich dabei ereignen, heutzutag aus der Uebung gekommen. Die dritte und gewöhnlichste ist das Scrutinium, eine Wahl, die durch eine ordentliche Samlung der Stimmen geschieht; da derjenige erhöhen wird, auf

auf welchen zwey Drittheile der Stimmen sich vereinigen. Hier sind stets drey Personen bestimmt, die Wahlstimmen zu sammeln. Drey andere, um dieselben zu durchsuchen. Endlich drey Krankenwärter, welche bey den franken Cardinalen ihre Wahlungs-Büllets in ihren Zellen abholen. Die vierte findet erst statt, wann man durch das Scrutinium nicht einig werden kan. Alsdann treten die Häupter der verschiedenen Parthien zusammen, und vereinigen sich, auf des einen oder andern Seiten zu treten, um die erforderliche Anzahl der zwey Drittel Stimmen auszumachen.

Ein jeder Cardinal kan zwey Personen mit sich in das Conclave nehmen, die ihm entweder in seiner Einsamkeit zur Gesellschaft, oder zur Hilf und Beystand dienen. Sie dürfen aber nicht allzunahe verwandt mit ihm seyn. So bald die Sammler der Wahlstimmen die erforderliche Anzahl derselben gefunden haben, so ruffet einer derselben densjenigen mit lauter Stimme zum Papst aus, - auf welchen sie gefallen, und die übrigen Cardinale, aus Respekt für seinen nunmehr höhern Rang, gehen von seiner Seiten, um dadurch zu bezeugen, daß sie ihm nun nicht mehr gleich seyen.

Die Känsere, die Königen in Frankreich und Spanien aber haben bey einer solchen Wahl das Recht, densjenigen Cardinal auszuschliessen, der Ihnen nicht annehmlich ist.

Zu dem Conclave pflegen sich oft artige Begebenheiten zu ereignen, die, wie bei wichtigen und geheimen Verhandlungen gewöhnlich geschieht, durch eine unzeitige Neugierigkeit veranlasset werden. Das

bestgeholtne Conclave werset was hier von gleichfalls einige Beispiele auf. Unter diese gehörte

Die bestrafte Neugier

des Conclavisten, des Cardinals Nossi, welcher sich unterstanden, an der Zelle des Hrn. Cardinal von Bernis zu horchen. Diese unanständige Verwegenheit wurde bemerkt. Der neugierige Conclavist wurde von den Personen, welche der Cardinal von Bernis mit sich in das Conclave genommen, erwischt, und mußte seine Neugier mit einer guten Tracht Schläge abbüßen.

Eine gewisse Prinzessin hatte bey einer gleichen Unternehmung besseres Glück, dann sie fande Mittel, die Schweizerwache des Conclave zu betreten, und drang bis in einen kleinen Hof durch, wo sie mit dem Cardinal, ihrem Onkel sprechen konnte. Aber eine Herzogin, die eben diesen Schritt wagen wolte, um sich mit dem Cardinal, ihrem Bruder zu unterhalten, wurde übel empfangen. Die Schweizerwache entdeckte den Betrug, fiel über sie her und trieb sie unfreundlich zurück. Ihr Bruder, der Cardinal, wollte die Schweizerwache wegen dieser unhöflichen Beschimpfung, zur Strafe ziehen lassen. Aber er hatte die Mehrheit der Stimmen nicht far si v. Das heil. Collegium billigte die Aufführung der Schweizer, und schärfste ihnen ernstlich ein, sich zu widersezzen, und wenn es nothig wäre, Gewalt gegen einen jeden zu gebrauchen, der hinein kommen wolte. Hierbei wurde zugleich allen Personen vom andern Geschlecht verbotten, sich in Zukunft dem Conclave zu nähern.

I

Die

Die Wahl eines neuen Pabsts

gienge erst den 19ten März vor sich, nachdem zwey Faktionen, die clementinische und benedictinische, von den Anhängern der zwey lezr verstorbenen Päbsten, lange Zeit das Conclave getheilt hatten, und der Cardinal Stoppani, den man sonst zu Rom für den Würdigsten gehalten, den heil. Stuhl zu besteigen, wie auch der Cardinal Pozzobonelli, selbst das heil. Collegium gebeten hatten, sie nicht mehr in die Wahl zu schlagen. Sechs und vierzig Cardinale waren in dem Conclave versammelt, und Fra. Lorenzo Ganganni wurde mit 45 Stimmen zum Oberhaupt der Kirchen erhoben. Gleich nach seiner Erwählung nahme er den Namen Clemens XIV an. Er wurde den 31ten Weinmonat 1705, zu St. Archangelo, in dem Kirchspiel Rimini gebohren. Sein Vatter ware ein berühmter Chirurgus, und hatte einen gleichen grossen Ruf in der Arzneikunst. Er selbst ware ein Ordens-Geistlicher, von dem Orden der Franziscaner, genannt Minoriten Conventualen. Seine seltenen Eigenschaften und grosse Gelehrsamkeit bahnten ihm den Weg zum römischen Purpur, da er im Jahr 1759 von seinem Vorfahrer, Clemens XIII, zum Cardinal erwählt wurde. Endlich erhoben ihne, nicht, wie sonst gewöhnlich, die hohe Geburt, sondern seine Verdienste allein zur höchsten Würde in der Kirchen. Ganz Rom zeigte die angenehmsten Empfindungen einer ungeheuchelten Freude, und alle catholischen Mächten billigten diese Wahl.

Die Krönung des Pabsts

ersolgte Sonntags den 4ten Brachmonat mit den gewöhnlichen Ceremonien. Frühe

Morgens wurden die päpstlichen Hauss- truppen, das ist, die schwärze und leichte Reuteren, wie auch die Fußgänger, auf dem Petersplatz aufgeführt, und in Parade gestellt. Seine päpstliche Heiligkeit wurden in einem weissen Unterkleid und einem rothen kurzen Oberkleid, so die gewöhnliche Tracht ist, in einem Tragessel in die grosse Kammer, della Falda genannt, aus dero Wohnzimmern übergetragen. Der Stadt-Magistrat, die römischen Fürsten, ein zahlreicher Adel, die gesamte Prälatur und seine eigene Hausbedienten traten voraus. Die Ceremoniemeister bekleideten daselbst seine Heiligkeit mit dem Königsrock, der die kleine Falda geheissen wird. Von dannen begaben sie sich in einen grossen Saal, wo Sie, in einem Kreis der Cardinälen mit rothen Kappen, der Prälaten und Officers mit verschiedenen Kleidungen, vollkommen ausgeschmückt wurden. Ein Prälat präsentierte hierauf Sr. Heiligkeit das silberne Kreuz Intend, und nachdem es Dieselben gewöhnlicher massen begrüßet; trägt es der Prälat durch verschiedene Säle in die Gallerie. Vor dem Kreuz ziehen in gewöhnlicher Ordnung die päpstlichen Stallbeamten, der Fiscal von Rom, die Consistorial-Advo- laten &c. in blauer Kleidung, die geheimen Kapellanen und viel andere in rothen und andern gewöhnlichen Ceremonienkleidern her. Nach ihnen wurde die Bischofsmütze von einem geheimen Kapellan getragen. Unmittelbar nach dem Kreuz folgten die Hrn. Cardinale paarweise in ihrem Rang. Diesen traten der Magistrat von Rom nebst dem übrigen Adel nach. Hierauf kame der Pabst, zwischen zwey Cardinälen, die den Saum seines Mantels trugen. Auf beyden Seiten stuhlten die päpstliche Kolbenträgere, die Schweizerwache, die Helle-

Hellebardiers, und dann die Officiers.derselben.

So bald der Papst in der Sala Ducale angelanget, setzte er sich in einen prächtigen Tragessel, welcher von päpstlichen Bedienten, in rothen Casques, auf die Schulter gehoben, und in die Gallerie von St. Peter getragen wurde. Daselbst ist eine Loge mit einem Thron, wo sich der Papst alsbald niedergelassen, von dem Cardinal-Erzpriester dieser Kirchen ein Glückwünschungs-Compliment empfinge, und die anwesende Geistliche zum Fussfall liesse. Hierauf wurde er in die Kirche getragen, woselbst er vor dem Altar des allerheiligsten Sacraments kniend hattete. Auf dem Thron in der clementinischen Capelle nahme er von dem ganzen heiligen Collegium die Huldigung ab. Nach Verrichtung verschiedener Ceremonien und Gebäten, wurde er vor den Hochaltar getragen, woselbst er mitten unter den Cardinalen die Messe zu lesen anfinge. Nach deren Vollendung wurde er auf eine offene, gegen den Petersplatz herausgehende Gallerie getragen, bestiege einen zur Aussicht des ganzen Volks erhabenen Stuhl. Der zweyte Cardinal-Diaconus nahme ihm hierauf die Bischofsmütze von dem Haupt, und der erste Cardinal-Diaconus, Alexander Mbani, setzte an deren statt eine mit vielen Juwelen und Perlen kostbar ausgeschmückte dreyfache Krone. Der gekrönte Papst segnete hierauf das auf dem Platz versammelte unzählige Volk, und die Diaconi verkündigten einen vollkommenen Ablaff für alle diejenigen, so dieser Feierlichkeit persönlich beygewohnet.

Die Regierung des neuen Papsts wird von jederman gerühmet. Seine Einflecht und großmuthige Denkensart, wo-

von bereits viele Proben gegeben, verdienen insbesonders ein allgemeines Lob. Aber die Gesellschaft der Jesuiten, zu deren Aufhebung er in der berühmten Congregation, die zu Ende des 1767ten Jahrs deswegen gehalten worden, auch seine Stimme gegeben, hat wenig Ursache, sich wegen seiner Erhöhung Glück zu wünschen. Der General dieses Ordens, so viele Müh er sich auch gegeben, hat keine Verhöhr von seiner päpstlichen Heiligkeit erlangen können. So oft er sich angemeldet, ware die Antwort: "Seine Heiligkeit seyen dergestalten mit wichtigen Geschisten beladen, daß dieselbe alle Ihre Zeit erforderten. Solte es aber geschehen, daß Ihnen solche vorkämen, welche Sie novitàg fänden dem Generalen zu eröffnen, und seine Meinung darüber zu bezeichnen, so wolten Sie ihne berufen lassen, wann es Zeit seyn würde." Inzwischen lassen die bourbonischen Höfe nicht nach, die Aufhebung des Ordens, aus wichtigen und dringenden Ursachen, zu betreiben. Alle Ansänge sind gut.

Die Reisen des römischen Käyser,

die Er in letzverwichenem Sommer nach Italien, und hierauf in Schlesien gemacht, haben um so vielmehr die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gezogen, je seltener es ist, Monarchen reisen zu sehen. Den zten Merz reiseten Ihr o Käys. Majestät von Wien ab, und langten den 14ten ganz incognito, ohne von der Garde erkannt zu werden, unter dem Namen eines Gräfen von Falkenstein zu Rom an. Nicht Eitelkeit oder Ergötzungen, sondern die edelste Absicht, durch Beobachtungen der Welt, seine Fähigkeiten und Kenntnisse zu erweitern, waren der Grund dieser Reisen.. Das Gefolg ware klein, und bestuhnde nur aus etlichen Cavaliers, und einer mäßigen Anzahl Bedienten. Nach seiner Ankunft erhob sich der Käyser in den Palast Medici, und überraschten Se. königl. Hoheit den Großherzog von Toscana, seinen Bruder auf die angenehmste Weise. Selne Gegenwart wurde

Wurde bald bekannt. Wo Er hinginge, folgten ihm viele tausend nach, die die Lust mit frohem Zutruffen: Es lebe der Kaiser! erfüllten. Man machte Anstalten zu Ehrenbezeugungen, aber diese suete er nicht, und batte sie ab. Er gienge in Gesellschaft seines Bruders alter Orden hin, um alles zu beobachten. Es ware um die Erwählung eines neuen Pabsts zu thun, und die meisten Cardinale waren bereits in dem Conclave versammelt. Er begabe sich daher nach der Hauptkirchen von St. Peter, machte dem Prinzen Ghigi, Marschallen des Conclave, einen Besuch, und gabe zu verstehen, daß er das Conclave sehen möchte. Dieser gab alsbald den Cardinalen Nachricht hiervon, welche auch sogleich einwilligten. Als er in das Conclave trate, wolte er den Delegaten von der Seiten thun. Aber der Cardinal Stoppani, der auf alle Bewegungen aufmerksam ware, bate inständig, den Delegaten an der Seiten zu lassen, indem solches dem Beschützer der Kirchen sehr wünschte. Der Cardinal Albani, ein Herr von 77 Jahren, vergoss beym Anblit dieses Monarchen Freudentränen, führte ihn in seine Zelle, wo er sich mit denselben ganz alleine über eine halbe Stunde unterhielte. Bey seinem Aufgang wurde er von allen übrigen Cardinalen bewillkommen. Der Cardinal Nezzonico nahme hier Gelegenheit, Sr. Majestät zu sagen: "Dass die Kaisere allezeit Stützen und Beschützer der Kirchen gewesen, und daß er von Sr. Majestät ein gleiches erwarte." Worauf der Kaiser erwiderte: "Ich bin so wenig abgeneigt, als meine Vorfahren. Allein sie wurden darum gebührend ersucht, und ihr Rath begehr und besorgt." Der Kaiser bliebe noch einige Tage zu Rom, und bemerkte alle geheimen Triebsfedern der bey der Pabstwahl beschäftigten Politik. Während seinem Aufenthalt dasselbst hatte er seinem Thürhüter den Befehl ertheilt, alle Bittschriften der armen und dürftigen Leuten abzunehmen, denen er auch für grosse Summen Almosen zusießen ließe.

Von Rom gienge die Reis nach Neapolis. Hier nahmen Thro Majestät die Wohnung in dem Haus ihres Botschafters, des Hrn. Grafen von Kauini, besuchten die königl. Gärten, nahmen die Alterthümer, die Statuen, Gemälde, und alle schönen Denkmäler der Kunst in Augenschein, und hatten dabei stets die gelehrtesten Kenner der Alterthümer in Ihrer Gesellschaft. Nach ungefehr zehn Tagen verreiste dieser Monarch nach Florenz, von da nach Turin, und

endlich über Meyland und Venedig zurück. Allenthalben gabe er Proben von seinem seinen Geschmack, und grossen Neigung zu Künsten und Wissenschaften. Allenthalben gewann er die Herzen durch sein edles und einnehmendes Wesen.

Aber die wichtigste Reise, von welcher man sich am meisten Gutes verspricht, ist die, welche dieser Monarch im Augustmonat nach Meisse gethan. Es ware daselbst ein Campement von 30,000 Mann der auserlesnen preußischen Truppen. Der König selbst hatte sich bereits dahin erhoben, und Thro Kaiserl. Majestät kamen den 27 Augustmonat, unter gleichem Namen eines Grafen von Falkenstein, in Gesellschaft der Grafen von Losch und Loundon daselbst an. Sie begaben sich geraden Wegs zu Thro Königl. Majestät, welche, so bald sie die Ankunft des Kaisers vernommen, denselben entgegen eilten, und ihre bereits auf der Stegen fanden. Hier empfingen Sie einander mit der zärtlichsten Umarmung. Der König führte den Kaiser mit der Hand in das Zimmer. Beide Monarchen unterhielten sich eine geraume Zeit, in Beyseyn der königl. Familien. Hierauf begaben sie sich in das Cabinet, wo sie sich eine Stunde lang mit einander besprachen. Als Sie heraukamen, hatte der Kaiser seinen Arm um des Königs Hals geschlungen.

Am folgenden Morgen begaben sich beyde Monarchen aus der Stadt, um die Manövres der bey Meisse versammelten Regimenter zu sehen, welches den 27ten und 28ten geschahe. Nach deren Beendigung nahme der Kaiser auf das zärtlichste Abscheid. Niemal hatte er die rechte Hand annemmen wollen, sondern dieselbe allezeit dem König gegeben. Alle Unwesende wurden durch die Zärtlichkeit und das Vergnügen beyder Monarchen gerührt, die durch ihre erhabene Eignenschaften die Zierde und Bewunderung unsers Jahrhunderts sind.

Von Meisse begabe sich der Kaiser in das Lager bey Collin, alwo 9 Regimenter zu Fuß campierten. Nichts wurde hier so sehr bewundert, als die Heraublassung, mit welcher dieser liebenswürdige Fürst auch dem geringsten seiner Untertanen begegnete. Bey Kornhaus hoben Se. Majestät einem Baur, bey dem sie logierten, und dessen Frau dieselbe Nacht in das Kindbett gekommen, dessen Kind aus eigener Bewegung aus der Taufe, beschenkten den Baur mit 100 Ducaten, und versprachen für das Kind zu sorgen.

Das Beyspiel eines solchen fürstlichen Herzogs, voll Menschenliebe und Großmuth, beschämte den Stolz

Stolz, womit so viele Nedrige, ohne Verdienste, sich über ihres gleichen erheben.

Unter andern politischen Gegebenheiten, die ein grösseres Aussehen gemacht, ist

die Zwistigkeit zwischen dem französischen und russischen Gesandten,

welche letzthin in Engelland, an dem Geburtstag des Königs, bey dem Ball zu St. James vor gefallen. Von den ersten Quellen derselben gibt uns ein englisches Schreiben folgende Nachricht:

Die russische Kaiserin trachtete seit einiger Zeit, sich einen Vorzug vor andern Prinzen Europens zuzueignen, und suchte daher an ihrem Hof ein Ceremoniel einzuführen, das in dieser Absicht ausdrücklicher und bedeutsamer wäre, als man es bey andern Höfen finde. Sie setzte sich demnach vor, eine Unterwerfung von den zu Petersburg residierenden Ministern zu erhalten, welche gewissermassen eine Inse riotät ihrer Herren gegen sie erzeugte. Und da eine glückliche Wahl des Gegenstands, an welchem alle dergleichen Vorhaben zuerst versucht werden, sehr vieles zu ihrer Erfüllung beträgt, so hatte die britische Gesandtschaft die Ehre, bey dieser Gelegenheit zu einem berühmten Beispiel ausserohren zu werden. Dem zufolge brachte man es bey der Gemahlin dieses Ministers dahin, sich bey der Czaarin einführen zu lassen, und ihr die Hand zu küssen.

Diese bis dahin unbekannte Unterwerfung sahen alle andern Ministers als eine Entedrisung des Gesandtschafts Charakters an, und protestierten dagegen. Ein Gesandter stellt seinen König vor, und ist den Gesetzen des Staats, wo er residirt, nicht unterworfen. Diese Neuerung kam den Höfen Deutschlands als ein Versuch vor, sich einer Unterwerfung ihrer Souveräns unter die Kaiserin von Russland, vermittelst der demuthigen Heraablassung der Ministers, anzumassen.

Da dieser Vorfall allen Höfen Europens wohl bekannt ware, so wurde ihre National-Ehre in Bewegung gesetzt, und Sie entschlossen sich, jeden Anspruch auf Rang sich zu widersezzen, er möchte nun von der Czaarin in Person oder von ihren Gesandten in auswärtigen Staaten versucht werden. Der französische Ambassador zu London, Graf von Chatelet, wachsam, ent schlossen, und thätig die Ehre seines Monar

chen zu behaupten, wäre derhalben sehr aufmerksam auf das Betragen, welches der moscowitische Gesandte in Engelland beobachten möchte. Er argwohnete, daß von diesem Minister ein Versuch auf den Vorrang, zu Abend an des Königs Geburtstag gemacht werden möchte. Er erfuhr auch, daß er eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit in St. James Pallast erschienen sei.

Dasselbst ist in dem Aufwartungszimmer, so wie auch in dem Ballsaal, ein besonderer Sitz nächst dem König, wo sich der kaiserliche Gesandte niedezulassen pflegt; danu ihme wird, ohne Widerspruch, von allen Gesandten der erste Rang eingeräumt. Die französischen und spanischen Gesandten fordern nach ihm den ersten Rang, und der ältere in seinem Posten, nimmt unter diesen beyden den Vorrang.

Als nun der französische Gesandte in den Ballsaal hinein trate, sahe er den Moscoviter zunächst auf dem kaiserlichen Ambassador sitzen. Voll des Entschlusses, die Würde seines Herrn und seines eigenen Charakters zu behaupten, gienge er hinten an dem Moscoviter vorbei, und ergriffe die erste Gelegenheit, den, seinem Rang gebuhrenden Platz einzunehmen. Hierum folgte ihm der spanische Minister nach. Der Vorgang geschah in einem Augenblick.

Der russische Gesandte, hierüber erstaunt, sagte zu dem französischen Minister: Mein Herr! hatten sie mich diesen Platz zu geben ersucht, so würde ich gern darein gewilligt haben. Aber der französische Graf antwortete: Es wäre nicht meine Absicht, sie um diesen Platz zu ersuchen, noch ihn durch Bewilligung eines andern zu erlangen. Ich verneine ihm als mein Recht, und nach dem Gehorsam, den ich den Befehlen meines Herrn schuldig bin.

Dieses veranlaßte einen Wortwechsel; bald aber verließ der Russe diesen Platz, ließe sich zwischen zwei Damen nieder, und der Bank hörte eine Zeitlang auf. Nach geendeten Messuets verließen die Gesandten den Hof, und da sie die grosse Treppe hinabstiegen, gienge der Streit von neuem an. Der Hr. von Chatelet sagte zu dem russischen Gesandten, daß, wosfern er über das Tractament, das er ihm bewiesen, empfindlich seye, so sey er bereit, ihm augenblicklich Satisfaction zu geben.

Die Karoche des französischen Ministers ware nicht bey der Hand. Er stiege daher in die Kutsche des russischen Ambassadors, der ihne

begleitete, und dem Kutschner befahl, nach dem Park zu fahren. Hier wolte die Pferdwache sie nicht hineinlassen. Sie nahmen daher, nach verschiedenen Vorschlägen, den Entschluß, über die Westminster Brücke in das freye Feld zu gehen. Als sie daselbst ankamen, fragte der russische Minister den französischen: Ob er gesonnen sei, ihn persönlich zu affrontieren? Dieser antwortete, solches sey keineswegs seine Absicht gewesen. Er seye aber entschlossen, bey allen Vorfallenheiten die Würde und die Besfehl seines Herrn zu behaupten. Nun dann, sagte der Moscoviter, dieses ist keine Sache zwischen uns beyden, sondern zwischen unsern beiderseitigen Höfen. Lasset diese sie mit einem andern ausmachen, und ich bin satisfactioniert.

„Er befahl hierauf dem Kutschner, nach der Wohnung des französischen Gesandten zu fahren, der daselbst aussliege, und der russische Minister lehrte gleichfalls nach Haus. Beide überschrieben hierauf diese Vorfallenheit an ihre Höfe, und beyde wurden von ihren Höfen wegen ihrer persönlichen Aufführung, gebilligt. In Ansehung des Vorrangs, wurde dem russischen Minister geantwortet, der Hof werde sich mit Frankreich darüber erklären.“

Die Gefangenehnung des russischen Gesandten zu Constantinopel

hat bey den europäischen Höfen um so vielmehr Aufsehen gemacht, da ein solches Verfahren wider das angenommene Völkerrecht streitet, nach welchem die Person eines Gesandten gegen niemand, als gegen seinen Souverain verantwortlich, und daher in fremden Staaten unverzüglich ist. Die Sache selbst verhält sich also: Nachdem die Kaiserin verschiedene Truppen in Pohlen hatte einrufen lassen, wurden dem russisch-kaiserlichen Gesandten, Hr. Oberstow von der Pforte deswegen verschiedene Vorwürfe gemacht, und ihm anbefohlen, bey seinem Hof auszuwirken, daß Pohlen von den russischen Truppen geraumt werde. Dieses aber geschah

nicht. Auch hatte der Gesandte keine Construction von seinem Hof, zu versprechen, daß es geschehen werde. Nach vielen verzögerten Ausflüchten, wurde endlich den 3ten Wintermonat 1768, Nachmittags im Serail grosser Rath gehalten, und dem russischen Gesandten, wegen des fortlaufenden Aufenthalts der russischen Truppen in Pohlen, viele Vorwürfe gemacht. Den sten darauf ließe ihm der Grossvezier zu sich kommen. Ihre Unterredung ware nicht lang, aber lebhaft. Die gewöhnliche Ehre wurde ihm nicht erwiesen; hingegen aber die Erklärung gethan: „Die hohe Pforte wäre der vielerley Vorwendungen müde, die sein Hof anfuhrte, um es zu verzögern, Pohlen zu räumen. Man verlange von ihm, daß er sich hierüber deutlich erkläre, und die Zeit bestimme, wenn der Aufzug geschehen solle.“ Der Gesandte hatte hierzu keine Vollmacht, und entschuldigte sich. Man befahl ihm hierauf, in ein ander Zimmer zu gehen, und den Entschluß der Pforten daselbst zu erwarten. Man gabe ohne Verzug dem Grossherrn von allem Nachricht, und dieser gabe Befehl, den Gesandten in das Gefängniß der sieben Thüren zu führen. Vergeblich berufte er sich auf das Völkerrecht, das in seiner Person verlegt wurde. Man gabe ihm zur Antwort, man habe von Seiten Russlands selbst zu einem solchen Verfahren Anlaß gegeben, da man in Pohlen die Bischöffe und Senateurs einer freyen Nation, auf ihren öffentlichen Versammlungsplätzen aufgehoben hätte.

So werden von gleichen Machten Gewaltthäigkeiten mit Gewaltthäigkeiten vergolten; aber die Schwächeren bleiben ungerochene Opfer derselben.

Die

Die sieben Thürne zu Constantinopel.

lligen am Ende der Stadt gegen Abend. Die vier grössern stehen in einer Linien neben einander. Die zwey äussersten sind sechseckig, die mittlern zwey aber viereckig. Die drey übrigen stehen gegen der Stadt zu. Der mittlere hat zwölf Ecken, die zwey andern sind rund. Sie sind mit Bley bedekt, und mit einer besondern Maur umfangen, die wieder verschiedene kleine Thürne hat; so daß sie eine kleine Stadt vorstellen. Sie wurden unter den griechischen Käyfern durch die Römer erbauet, und sind aus Quadersteinen ausgeführt, die an Schönheit und Härte dem Marmor nicht viel nachgeben. Die Stegen darinn sind in die mehr als zehn Werkschuh dicke Mauren eingehauen, und so finster, daß man ohne Fackeln oder Lanternen sich unmöglich zu finden weiß. Die Gefängnisse selbst sind entweder in die Erde gewölbt eingegraben, oder in die Maur eingehauen, und scheinen mehr Wohnungen der wilden Thieren, als der Menschen zu seyn. Die vielen Schlosser und Riegel an den Thürnen schneiden alle Hoffnung zur Flucht ab. Auf dem oberen Thell ist rings herum ein weiter Gang, und in dessen Mitte ein grosses Zimmer, aus welchem man einen grossen Theil der Stadt übersehen kan. Das Gebäude selbst ist sehr im Verfall. Im Jahr 1754 wurden vier Thürne durch ein Erdbeben sehr beschädigt, indem ein grosser Theil derselben einstürzte. Der Herr Obr eskow mußte die erste Nacht seiner Gefangenschaft in einem dunkeln und feuchten Zimmer zu bringen. Den andern Tag bekam er ein anders, aber nicht besseres. Doch erhielt er, auf sein Anhalten, den dritten Tag ein sauberes und trockenes, das im dritten Stockwerk ist. Den Tag

nach seiner Arrestierung thate der grossbeytannische Minister der Pforte den Vorschlag, daß der Herr Obr eskow, in Betrachtung seiner schwachen Umständen, anstatt in den sieben Thürnen, in seinem Haus mit Arrest belegt werden möchte. Seine Bemühung aber ware fruchtlos.

Nachdem der russische Gesandte in Verhaft gesetzt, und der Krieg in dem Divan beschlossen ware, so wurde dieser Schluß der hohen Pforte durch

eine feyerliche Kriegserklärung zu Constantinopel

von dem Oberhaupt der Janitscharen unter Trompetenschall bekannt gemacht. Die Feyerlichkeiten, die bey einer solchen Gelegenheit gewöhnlich vorgehen, sind merkwürdig, und verdienen hier eine Beschreibung. So bald die Ankündigung geschehen, höret man durch die ganze Stadt von nichts anders als von Krieg sprechen, und das Volk besingt das Lob der Heldenthaten seines unüberwindlichsten Käysers. Alle Künstler und Handwerksleute sind verbunden, dem Fürsten auf diesen Tag einige Geschenke zu machen. Des folgenden Tags wird nicht nur zu Constantinopel, sondern auch in andern Plätzen des Reichs, von den Musulmännern, die Tags zuvor dem Käyser ihre Geschenke gebracht, eine Procesion gehalten, welche durch die vornehmsten Gassen der Stadt in folgender Ordnung ziehet. Erstlich erschint ein Ef sen di, oder Rechtsgelehrter auf einem kostbar ausgeputzen Cameel, und liest mit heller Stimme in dem Alcoran. Ihm folget ein Haufen junger Leuten, die inzwischen Lobgesänge anstimmen. Nach diesen kommt ein Mann zu Fuß, gewöhnlich der grösste, den man finden kan, welcher

cher mit Laub bedekt ist, um so gut, als möglich, einen Landmann vorzustellen, der seinen Alter besaet. Ihne begleiten verschiedene kleine Schnitter, die ihre Haupter mit Kornähren geziert, und Sensen in den Händen haben. Hierauf folgt ein Wagen von Ochsen gezogen, auf welchem eine Windmühle steht, deren Segel abgerollet sind. Einiae Müller treten aus derselben ganz mit Mehl bestäubt hervor, gleich als wenn sie vom Mahlen kämen. Diesem folget ein anderer Wagen von Büffeln gezogen, worauf ein heißer Ofen, und zwey fast nackende Menschen sich befinden, von welchen der eine beschäftigt ist, von Zeit zu Zeit das Brod aus dem Ofen zu holen, und in Stücken unter das Volk zu werfen. Die ganze sehr zahlreiche Bekerzunft folgt paarweis den Wagen nach. Alle sind auf das beste angekleidet, und tragen auf ihren Köpfen Körbe mit Brod und Zwieback. Die zwey letzten haben jeder einen Pikelhärting nach sich, die auf das lächerlichste gekleidet sind, und das Volk durch tausenderley gemachte Zötten und Possen zum Lachen bewegen. Alsdann folgen alle Handwerksleute mit Muster. Einer jeden Classe wird ein Schild vorgetragen, der ihre Profession anzeigt. Die Kürschner sind hierbei insonders wegen einer Maschine merkwürdig, die sie mit sich führen, und so kurstlich ist das man glauben sollte, allerhand lebendige Thiere zu sehen.

Diese Procescion ist gewöhnlich sehr zahlreich, und besteht aus so vielen tausend Menschen, so alle die Waaffen führen können. Den Zug beschliessen insgemein ei-

der Auszug des Grossveziers, mit der Haupt-Armee, aus Constantinopel verzögerte sich bis Ends Merzens des folgenden Jahrs. Nichts macht bey den Türken mehr Aufsehen, als die Feuerlich-

heit Freywillige, die nach der Ehre trachten, ihr Blut in den Diensten des Grossherrn zu versprizen. Die meisten sind bis in die Mitte nackend. Um ihre Tapferkeit zu zeigen, verwunden sich einige mit einem Pfeil in den Arm: Andere machen sich Wunden an das Hauvt und an die Schulter, so daß sie ganz mit Blut bespritzt sind, um einen erschrecklichen Anblit zu machen. Einige sogar geben sich verschiedene Stiche mit einem Messer in die Arme, und lassen das Blut auf die Zuschauer spruzen.

Alle diese Handlungen, so unmenschlich sie scheinen, haben eine barbarische Galanterie zum Grund. Die jungen Menschmänner bilden sich ein, dem schönen Geschlecht hierdurch besonders wol zu gefallen, und machen sich eine Ehre daraus, wann sie unter den Augen ihrer verhülleten Maitressen sich die abscheulichsten Wunden in die Arme und Schultern geben. So sind die grausamsten Thorheiten in den Augen dieses ungesitteten Volks die wesentlichsten Beweisthuner von ihrem Muth und Tapferkeit.

Die Kriegs-Erklärung gegen Russland wurde noch gleichen Jahrs durch ein Schreiben des Gross-Veziers den Conföderirten in Pohlen kund gethan, und dieselben ermahnt, mit ihren Truppen zu den Ottomannen zu stossen, als welche die Waaffen in keiner andern Absicht ergriffen hätten, als die von den Russen unterdrückte pohlische Freyheit zu beschützen. Inzwischen wurden die nothigen Kriegsvölker aus allen Provinzen des Reichs beordert, sich zu versamlen, und

der Haupt-Armee, aus Constantinopel leiten dieses kriegerischen Geprängs, mit welchem der Feldzug erst anfängt, recht eröffnet zu werden. Die Wichtigkeit und
Seltens-

Auszug mit der grossen Fahne des Mahomets, und die zu diesem End geschehene Feyerlichkeit zu Constantinopel, den 27ten April 1769.



A. Rechtsgelehrte und Gesetzverständige. B. Der Musti. C. Das Haupt der Emirs trägt die Fahne Mahomets. D. Die übrigen Emirs folgen der Fahne nach. E. Der Grossvezier. F. Die Leibgarde. F. Die Hausbediente des Grossveziers. G. Die Emirs mit ihrer gewöhnlichen Fahne. H. Der Pöbel, so die Hausthüre des Ambassadors mit Gewalt eröffnet. I. Die Tochter des Gesandten an dem Fenster. K. Eine Menge Volks, so die Kaufläden aussprengt. L. Hinrichtung der vier Rädelführer dieser Aufruhr. M. Der Grossherr gibt Befehl, die vier Köpfe dieser Hingerichteten dem Gesandten zu überbringen.

Selkenheit zugleich vergrößern die Aufmerksamkeit des Volks. Der Sultan sowol, als der Großvezier richten sich bey Ausführung der Hauptarmee, nach einer von Alters her gebrachten Gewohnheit der Türken, welche den Anfang eines Feldzugs, so wie das End, nach den Gedächtnistagen zweyer Heiligen bestimmen, die sie zugleich mit den morgenländischen Christen feyren. Der erste heißt in ihrer Sprache, Chisir Elleß, (der unsterbliche Elias) dessen Seele, ihrer Meinung nach, in den heil. Georg gefahren seyn soll. Dieser Tag fällt auf den 25ten April. Welcher Soldat sich nicht nach St. Georgs Tag auf dem Musterplatz einfindet, der verliert seinen Sold und sein Geschenk. Den zweyten nennen sie Kasim Giuni, den Tag des heil. Demetrius, der auf den 26ten Weinmonat fällt. Nach diesem lehren sie von dem Feldzug nach Haus. Kein türkischer Soldat, obgleich alle das ganze Jahr hindurch den Sold geniessen, ist verbunden, über diese schz Monat lang zu dienen. Wer nach St. Demetrie Tag zu dem Ordikasi-, oder dem Feldrichter kommt, und einen Begegnungs-Schein erhält, dass er diese Zeit hindurch bis auf diesen Tag getreulich gedienet habe, der kan nicht mehr gezwungen werden; es müste dann seyn, das er um des gemeinen Besten willen, oder aus Lust und in Hoffnung der Beute, sich freywillig darzu bequemte.

So bald derowegen der Frühling und die zu Eröffnung des Feldzugs gewohliche Zeit herannahete, wurden auch zu diesem feylerlichen Auszug die erforderlichen Anstalten gemacht. Der Sultan ware amfangs gesünnet, in eigener Person zu Feld zu ziehen. Aber die Furcht es möchten in seiner Abwesenheit Unordnungen und Empörung entstehen, machte seine Ge-

genwart in der Hauptstadt nothwendig. Er stellte daher den Großvezier an seinen Platz. Dieser ertheilte vor seiner Abreis den fremden Gesandten und Ministris die Abschieds-Audienz, und den 27 Mierz geschahe der Aufbruch, der sowol wegen dem blendenden Pracht als wegen den sonder baren Ceremonien merkwürdig ist.

Vor dem Zug her giengen ihre Rechtsgelehrte und Gesezverständige in prächtiger Kleidung. Nach ihnen folgte der Muffti a), das Haupt aller Geistlichen, zu Pferd. Ihme zunächst ritte der Nābib Eschreff (der heilige Aufseher) welcher, als das Haupt der Emirs b), die Fahne Mahomets truge. Alle diese eifrige Verehrer Mahomets ersüllten die

a) Der Muffti, der oberste Patriarch der Türken, hat das grösste Ansehen in dem ottomanischen Reich. Der Sultan selbst kan niemand das Leben nehmen lassen, ohne vorher seine Meinung zu vornehmen. Bei allen gerichtlichen Handlungen, insonderheit aber bei peinlichen Sachen, wird er um seine Meinung befragt. Er beschäftigt sich stets mit Auslegung des Geizes. Er kan sich verheyrathen. Ausgemein ist er grün gekleidet, an den Festtagen aber weiß. Wegen seiner Würde ist er von dem Schwert befreit. Dennoch liesse Sultan Murad IV, einen Muffti in einem marmornen Mörser zerstoßen, und sagte dabei: Die Köpfe, die ihre Würde von dem Schwerte befreiet, muss man mit einem Stämpfel zerstoßen.

b) Emir, heissen firnehme Herren. Sie werden sonst Söhne des Propheten Gottes genannt. Sie führen ihr Geschlecht von der Fatime, der Schwester Mahomets her. Ehemals waren sie, wie die Leviten, zu dem Gottesdienst bestimmt, und zogen einen jährlichen Sold aus der Schatzkammer. Iezo sind sie durch das ganze Reich zerstreut, und tragen, auftatt weisser, grüne Bünde auf dem Haupi. Ehemals stuhnden sie in sehr grosser Achtung. Heutzutag sind in Egypten meyng Eselreiber und Stattknechte, die nicht aus ihrem Geschlecht herinkommen vratiendieren, da her ist ihr Ansehen gefallen. Ihr Oberhaupt wird von dem Sultan allein erwählt, und ist wegen seinem Amt, die Fahne und Reliquien Mahomets zu bewahren, nicht geringer als der Muffti.

Lust mit Absingung verschiedener Lobsieder, zur Ehre ihres Propheten, zu glücklichem Fortgang der ottomanischen Waafen, und zugleich zur Verwünsching der Christen.

Hierauf kame der Großvezier, der höchste Staatsbediente nach dem Kaiser, mit allem, seinem hohen Rang zustehenden Schmuck, auf einem prächtig gezierten Pferd. Um ihne her ritte eine Leibgarde von 200 Mann, eine grosse Anzahl Offiziers und Bediente, alle auf das wichtigste gekleidet. Ihme folgten viele Emirs nach, die mit lauter Stimme schrien: Es seye niemanden, als den wahren Musulmännern erlaubt, die Fahne Mahomets anzuschauen, deren öffentliche Vortragung unter allen Ceremonien die feylerlichste ist. Es ist dieses eine Standarte von grüner Seide, die nach dem übergläubischen Vorzeichen der Türken, von dem Engel Gabriel selbst dem Prophet Mahomet gebracht worden. Nichts kommt mit der blinden Verehrung in Vergleichung, die die Türken für dieses Alterthum haben. So bald sie gewehet wird, sind alle Mahometaner verbünden, die Waafen zu ergreifen, und zu folgen. Wann der Sultan oder der Großvezier die Befehlsabhandlung in eigener Person führen, so wird diese Standarten mit ins Feld genommen. Sie kommt aber niemal in das Tressen. Das Haupt der Emirs hat die besondere Pflicht, sie in dem Lager zu bewahren, und wird eben daher der heilige Aufseher genannt. Wann dieser sieht, dass sich der Sieg auf der Feinde Seiten neigen will, so muss er zuerst damit davon rennen c). Die Fahne selbst ist sehr alt, und an vielen Orten

c) Die Christen glaubten, sie hätten diese Fahne vor ungefähr 80 Jahren bey Wien erbeutet; sie betrogen sich aber in ihrer Meinung. Dann es ist niemals erhört worden, das dieselbe in der Feinde Hände gefallen wäre.

zerrissen. Aus dieser Ursach lässt man sie niemal volltz fliegen, aus Furcht, der Wind möchte sie gänzlich in Stücken zerreißen. Sie bleibt um eine Laute geweilt, bis das Heer aus der Stadt ziehen will: Alsdann wird sie erst mit der gewöhnlichen Feierlichkeiten zu dem Sultan gebracht. Wann das Heer in dem ersten Lager anlangt, so wird die Standarte in einen goldenen Kasten gelegt, darin auch der Alcoran und Mahomets Kof verwahret werden. Hierauf ladet man den Kasten auf ein Cameel, und führet ihn vor dem Sultan, oder dem Großvezier her.

Der fanatische Religions-Eifer ist unter den Türken so viel grösser, je grösser die Unwissenheit, und ihre Geburt, der Übergläubigkeit ist. Da ihr Gesez den Ungläubigen verbietet, dieses zerrissene Heilgthum anzuschauen, so hatte diese feylerliche Ceremonie für viele Zuschauerschädliche Folgen. Viele Christen, welche die Neugier, und Unwissenheit des mahometanischen Gesezes herbeiführte, wurden ein Opfer des fanatischen Eisers des Pöbels, den das Zurufen ihrer bis zur Raserey schwermenden Emirs anstete, alle Ungläubige zu vertilgen. Vergebens hatte der Großherzog diesen Unordnungen vorzubeugen gesucht, indem er allen, die der Armee nicht folgten, verbotte die Waafen zu tragen. Der wütende Übergläubigen hörte mehr die unmenschliche Stimme ihrer schwermenden Geistlichen, als die Befehle ihres Fürsten. Der aufgeheizte Pöbel dränge in die Häuser, sprengte die Werkstätte und Kaufläden auf, erwürgte und tödete alle, die ihnen ihr blinder Religions-eifer, wegen einem andern Glauben, verdächtig gemacht. In Zeit von fünf Tagen, so lange die Ceremonien dauernt, wurden über 200 Personen umgebracht, und

und bey 1000 gefährlich verwundet. Mehr als 600 Armentaner, deren Leben in Gefahr ware, haben, um dasselbe zu erreiten, sogleich Türken werden müssen. Selbst der kaiserliche Internuncius, Herr Brunian, seine Gemahlin und Tochter, die dieser Ceremonie zuschauen wolten, waren in ihrem Hause nicht sicher. So bald der ausgelassene Pöbel sie an dem Fenster erblitke, sprengte er die Thür auf, und drang hinein. Die Hausbedienten wachten zwar dapsere Gegenwehr; sie konnen aber nicht hindern, daß die älteste Tochter des Internuncius nicht gefährlich verwundet wurde.

Der Grossherz, durch diese rasenden Ausschweifungen erbittert, ließ also bald die furchtbarsten dieser Aufrührer fassen. Dem Internuncius gabe er eine Wache von Janitscharen zu seiner Sicherheit, und ließ ihm alle beliebige Genugthuung anbieten. Dieser aber wolte für sich selbst keine begehrn, sondern es auf den Auspruch seines Hofs ankommen lassen. Nichts destoweniger wurde eine scharfe Untersuchung angestellt, und verschiedene von den Boswichtern, und von den Emirs selbst, theils erwürgt, theils enthauptet. Die Köpfe der vier furchtbarsten Rädelshörer wurden dem Internuncius in einem Sac zugeschickt, und zugleich ein Entschuldigungs-Compliment von Seiten der Pforten, nebst kostbaren Geschenken, zum Zeichen der Hochachtung überbracht.

Die Anzahl der Janitscharen, welche bey dieser Gelegenheit von Constantinopel auszogen, bestuhnde in 90 Compagnien, jede von 150 Mann. Alle Obristen dieser Völker waren mit Caftans d) bekleid-

d) Der Caftan wird sonst auch Chilat geheissen, und ist ein Ehrenkleid, das in einem Oberrok von mancherley Farben besteht, der mit

det, die der Grossherz ihnen kar, vorher verehret hatte. Vor der ersten Compagnie ritten bey dem Auszug 150 Sotcas oder Waafenträger her. Nachst dem Koul Aiaja, so der General-Lieutenant der Janitscharen ist, folgten hundert Obrist-Lieutenants, alle zu Pferd, jeder mit einer Lanze in der Hand, und mit einem an der Sattel der Pferden herabhängenden Bündel Pfeile. Die Standarte des Janitscharen Aga, ware von weissem Seidenstoffe, mit Gold reich bordiert. Er selbst hatte einen kostbaren Pelz an, den der Sultan ihm gleichen Tags geschenkt hatte.

Die Anzahl aller Truppen, die von Constantinopel ausmarschiert sind, beläuft sich auf 200,000 Mann. Dieser Armee folgten ungefähr 3000 Waafenschmieden nach, und die Anzahl der dabei befindlichen Constabler, beträgt ungefähr viertausend Mann. Der Marsch gieinge durch Thracien nach Adrianopel, allwo sich die Sultane oft zu ihrer Ergözung, oder wann sie zu Constantinopel vor den Empörungen nicht mehr sicher sind, aufzuhalten pflegen. Die Armee kame den 1^{ten} April daselbst an, und der Grossvezier feyerte in dieser Stadt das Fest Bairam.

Die Beschreibung des Fests Bairam

scheint hier um so vielmehr einen Platz zu verdienen, da es unter allen türkischen Festen das merkwürdigste und grösste, zugleich auch das fröhlichste ist. Es folgt unmittelbar auf die 30 tägige Fasten Ramazan, während welcher die

Tür-

goldenen und silbernen Blumen durchwirkt ist. Gewöhnlich gibt der Sultan diese Ehrenzeichen den Wehiren, Vaschen und hohen Bedienten, beim Antritt ihrer Amts, oder wegen wirklich geleisteter Dienste.



Türken bey Tag niemals weder essen noch trinken, auch nicht einmal Tabak vor Sonnen Untergang schmauen. Es trifft nicht alle Jahre auf gleiche Zeit ein. Der Grund davon liegt in der Zeitrechnung der Türkten. Sie zählen nach Mondjahren, deren eines 11 Tage kürzer, als unser Sonnenjahr ist. Dann der Mond vollendet seinen Lauf in 29 Tagen, 12 Stunden, und also haben ihre Monate, wechselweise 29 und 30 Tage. Daher kommt, daß dieses Fest in 33 Jahren alle Jahreszeiten durchwandert.

So lange die Fasten währet, verrichten die Türkten dasjenige bey der Nacht, was sie sonst nur bey Tag zu thun gewohnt sind. Diese Zeit hindurch werden daher ihre Kirchthürne mit Liechtern behent, so daß man bisweilen um eine einzige Kirchen etliche tausend Ampelen brennen sieht. So bald sie aber zu Ende, und der Mond an dem Himmel sich zeiget, nimmt das Fest Bairam seiner Anfang, und wird durch Abfeurung des längst dem Canal gepflanzten groben Geschützes und gemacht. Sogleich werden alle Ampeln an den Thürnen ausgelöscht. Trompeten und Pfeiffen werden durch alle Gassen der Stadt, und sonderlich in den vornehmen Häusern gehört, und jederman ist von Stund an auf Ergözung, Freude und Vergnügen bedacht. Drey Tage hinter einander, so lange das Fest dauert, werden mir Gastmahle, Spiele und Gesänge angestellt. Das Frauenzimmer, das sonst bey den Türkten stets eingeschlossen ist, und ohne eine alte Begleiterin, die man Kadune nennt, sich niemals sehen lassen darf, gehet zu dieser Zeit frey umher. Die Weiber besuchen ihre Eltern und Freundinnen, ohne ihre Männer zu fragen. So gar die Sultaninnen, die sonst keinen Tritt aus ihren prächtigen Gefängnissen, wenn Serailen thun dörfern, gehen an diesen Tagen ihre Besüche abzustatten, ohne daß sie nöthig haben, den Sultan darüber zu befragen. Die Eltern theilen ihren Kindern an diesen Tagen, gleich wie wir an dem Neujahr oder Weihnacht zu thun pflegen, Geschenke aus. Dennoch mit diesem Unterscheid, daß sie die Kinder wissen lassen, daß sie dafür den Eltern selbst, als Guthätern, nicht aber einem übel erschienenen Hirngespinnt, Gehorsam und Dankbarkeit schuldig sind.

An dem zweyten Tag wird eine feyerliche Procescion vom dem kaysерlichen Palast nach einer

Moschee oder Klirchen angestellt, die ein jeder Käyser hierzu erwählen kan. Die Janitscharen stehen von der Thür des Palasts bis zu der Moschee, auf beiden Seiten des Wegs, und machen eine sichere Gasse. Sie tragen bey dieser Feyer vorzüglich schöne Kleider, die in der kaysärlischen Cammer hierzu besonders aufgehoben, und bey solchem Gepräng nur unter die ver suchteten Leute ausgetheilt werden. Keiner von ihnen ist hier bewaffnet.

In der Procescion selbst ziehen die Vornehmsten, sowol weltlichen als geistlichen Beamte zu Pferd, und prächtig gekleidet voran. Weiter zurück folgen die Sourials Baschi, Offsciers der Janitscharen, welche Pfeil und Köcher führen. Gewöhnlich sind fünf und zwanzig an der Zahl. Sie tragen roth sammete Kleider, und auf dem Haupt weiße, in Gestalt des Monds formierte Federn. Mitten unter ihnen reitet der Großvize auf einem stolzen Pferd, in einer weiß attlaßnen, mit Gold und Silber prächtig gezierten Kleidung. Vor ihm neigen sich die in Parade stehenden Janitscharen mit halbgebognem Leib. Nächst nach ihm werden des Käysers Handpferde geführt, oft bey vierzig an der Zahl; sie kommen aber nicht in einer Ordnung nach einander, sondern vor und hinten in dem Zug, bald acht, bald zehn u. s. f. Zwischen denselben aber reiten verschiedene hohe Offsciers im mehreren Gliedern. Diese tragen des Käysers mit Steinen und Perlen geschmückte Turpane vor sich auf ihren Pferden, zur Pracht und Blendung des Volks. Einige dieser Pferden tragen zur Seiten einen silbernen Schild, alle aber haben einen Säbel angehestet, und sind mit kostbaren Häuten von Löwen, Tygern, Leoparden u. s. si bedekt. Hierauf folgen bey 60 Trabanten, die auf ihren Köpfen kostbare, mit gelben Federn geschmückte Hauben tragen. In der Hand tragen sie Hellpanzer, die wie ein halber Mond formiert sind.

Hierauf folget gewöhnlich der Käyse r selbst, mitten unter den Hauptleuten seiner Leibwache, die mit hohen Federn geschmückt sind, so daß es das Missen hat, als wann der Käyse r in Federn daher getragen würde. So kostbar alles aussieht, so übertrifft dennoch der kaysärlische Schmuck alles andere an Pracht. Wann der Sultan herbeikommt, so neigen sich die Beyden

beyden Seiten stehende Janisscharen bis auf die Erden, legen die rechte Hand auf den Boden, und die Stirnen auf die Hand.

Wann der Sultan einen oder mehrere Prinzen hat, so reitent dieselben dem Vatter in gleicher Pracht und Herrlichkeit nach. Diesen folget alsdann der Seliktar Aga, der des Känsers kostbaren Säbel, als der fürnehmste unter seinen Bedienten, trägt. Ihme zur Linken geht der Haznadar Baschi oder Zahlmeister, der unter die armen und umstehenden Zuschauer Geld auswirft. Nach ihm kommen viele vornehme käslerliche Bediente, in prächtiger Kleidung: Die frey Oberaufseher über die Verschnitten im Serail, der Künftr-Aga si, mit seinen schwarzen, und der Clapa Aga si, mit seinen weissen Verschrittenen, deren Oberhäupter sie sind. Der Zug wird durch eine lange Reihe geringern Bedienten beschlossen. Alle Straßen, die man bey einem solchen feierlichen Umgang durchziehet, sind theils mit Teppichen belegt, theils mit weitem Sand bestreut, um desto sanfter marschieren zu können. Dieses jährliche Freudenfest soll keine Unbequemlichkeit haben. Die Procesion aber ist in allen Theilen voll Eitelkeit und Pracht.

Wann nun alle in der bestimmten Moschee versammelt sind, so fangt der Amtspriester des Sultans, ein Iman, das Gebatt an. Die Berrichtung der Iman's überhaupt, bestehet darin, daß sie das Volk fünfmal, zu gewissen Stunden des Tags, von den Kirchthüren in die Moscheen zum bätten rufen. Dieses geschieht durch östere Wiederholung einiger Worten, die ein kurzes Glaubens-Bekanntniß ausmachen, und auf deutsch so viel heissen, als: "Gott ist groß. Neben Gott erkenne ich keine andere Gottheit, und gestehe, daß Mahomet ein Weissager Gottes und Prophet seye." Wann das Volk in der Moschee versammelt ist, so müssen sie denselben vorbatten; alle Freytage aber gewisse Sprüche aus dem Alkoran vorlesen.

Die Wissenschaft dieser türkischen Geistlichen ist überhaupt sehr gering. Sie haben keine Postillen und keine Predigtbücher, um auswendig zu lernen. Wann daher einer unter denselben so viel Geschicklichkeit besitzet, daß er öffentlich auftreten, und eine Predigt halten darf, so wird er wegen der Seltenheit einer solchen Erscheinung, als ein Wunder verehret.

Die Türken dusden, ihrem Gesetz folge, keine Instrumental-Musik in ihren Kirchen, und daher auch keine Glöken auf den Thürmen. Sie lassen deswegen das Volk durch menschliche Stimme zum Gebatt rufen, welches alle Tage fünfmal geschieht. Am Freytag allein haben sie sechs Andachtstage. Es scheint, sie haben diesen Tag darum zum Gottesdienst erwählt, uia weder mit der Juden Sabbath, noch mit der Christen Sonntag übereinzukommen.

Nachdem die Feierlichkeiten und Ergötzungen dieses Freudenfests zu Ende waren, und die erwarteten übrigen Kriegsvölker inzwischen zu Adrianopel, als dem Sammelplatz, zusammen gekommen, machte der Grossvizeier die nötigen Anstalten zum Abmarsch gegen die vohnischen Grenzen, und zu ernsthaften Verrichtungen. Nichts ist trauriger, als

Der Anblick des Schauplatzes dieses blutigen Kriegs,

auf welchem die Menschen zu vielen Tausenden als Opfer einer ehrfurchtigen und eiteln Politik, abgeschlachtet werden, ohne daß die einte oder andere Parthen wirklich etwas wesentliches daben zu gewinnen hoffen kan. Ein ödes und unfruchtbare Stük Erdreich, mit Morästen, Wältern und Dornheiden durchstochten, wo einige Horden garstiger Unmenschen herumschwerimen, und blos Heerden verdorreter Pferdken und hungeriger Ziegen anzutreffen sind; ist dessen Eroberung wol ein Gewinnst gegen die ungeheuren Unkosten des Kriegs, und gegen den Verlust so vieler tausend unschuldig Erschlagener? Weder die Russen noch die Türken fechten für ihr Vatterland. Und aller Wahrscheinlichkeit nach, werden weder die einten noch die andern grosse Eroberungen machen. Die benachbarten Machten werden um ihres eigenen Interesse willen kaum geschehen lassen, daß die einten auf Unkosten der andern sich vergrößern. Man wird auf der einten Seiten nicht angeben, daß Russland die Moldau und Wallachien erobere. Und auf einer andern Seiten wird man gleichfalls zu verhindern suchen, daß die Türken Podolien und roth Russland nicht in Besitz nemmen können, wann es schon nach vielen Siegen wäre. Inzwischen schlaget das ganze Ungewitter des Kriegs über das unglückliche Pohlen zusam-

ster. Ueberall sieht man nichts als Gegenstände des Erwarrmens. Die Städte werden verwüstet, die Felder verheeret; der Landmann waget es nicht mehr zu säen; der Bürger treibt seinen Gewerb nicht mehr. Alles verarmet. Die feindselige Parthien zerstörte Nation hilft selbst, Greuel und Verwüstungen in alle Theile ihres Landes zu tragen, wo der Arm der ordentlichen Kriegsheeren nicht hinreicht. Die Conföderierten haben viel grössere Grausamkeiten gegen die Dissidenten, ihre Landsleute, verübt, als die Turken selbst. Alle Dörfer werden den Flammen preis gegeben. Alle Strassen sind unsicher. Man höret nichts als von Raub und Plündерungen. Es geht kein Tag vorbei, da man nicht von erschlagenen, und auf das grausamste mishandelten Leuten höret. Die Mütter bewäinern ihre erwürgten Söhne; die Wittwen ihre Männer; die verlassenen Wäysen ihre Väter. Inzwischen reiset überall Theurung, Hunger und Mangel ein. Bey den feindlichen Armeen, die aus Mangel genügsamer Nahrung, in einem so unfruchtbaren und verödeten Land sich oft zurück ziehen müssen, herrschen tödtliche Seuchen und Krankheiten, die die Soldaten zu Hunderten hinweggraffen.

Man werfe einen Blick auf dieses hammervolle Land, wo der Fressel triumphiert; wo die Gesetze schweigen; wo Gewalt und Unterdrückung an die Stelle der Gerechtigkeit getreten sind, und wo die schutzlose Unschuld gen Himmel wäinet: Man vergleiche damit den Zustand unsers Landes, und preise den Frieden und die Sicherheit, die wir genießen.

Unter den manigfaltigen Nebeln und Krankheiten, die unter dem menschlichen Geschlecht grosse Verheerungen anrichten, sind vielleicht

Die natürlichen Kinderblattern:

von den gefährlichsten, da sie unter so vielen Völkern allgemein, und nach dem Lauf der Ma-

Wann man alle auf der Schaubühne der Welt durch das Jahr vorgefallene Veränderungen, zu Ende desselben auf einmal übersieht, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, die ganze Natur habe sich zum Untergang des menschlichen Geschlechts gekehrt. In allen Welttheilen wütet der Krieg. Die halbe Erde rauchet von Flammen. Die grössten Länder werden verheeret. Städte liegen in ihrem Schutt; und Millionen Menschen erwürgt das Schwert. Theurung, Hunger und Seuchen wandlen dicht hinter dem verzehrenden Krieg her. Hierzu kommen die vielfältigen Nachstellun-

tur gleichsam unverhütlisch scheinen. Fast jedes Jahr gibt uns Beysviele von ihren grossen Verheerungen, die sie hin und wieder in Europa anstellen. Vor zweyen Jahren sind zu Hannover von 637 Personen, die in dem ganzen Jahr gestorben sind, 600 durch die natürlichen Kinderblattern hingerast worden. Zu Braunschweig stieg die Zahl derer, so die Blattern hingerissen, auf 619, da die Zahl der Verstorbenen überhaupt, im ganzen Jahr auf 1594 sich belieffe. Zu Maynz war die Zahl der Todten zu Ende des Jahrs 1205, unter welchen 820 durch die Blattern umgekommen. In dem letzten Jahr wurden in dem Königreich Neapolis in Zeit von wenig Monaten, 16000 Personen durch eben diese verheerende Krankheit in das Grab gestürzt, unter welchen der grösste Theil junge Kinder gewesen. Und in der Stadt Copenhagen allein starben, laut einer genauen Berechnung, in diesem 1769ten Jahr, vom Jenner bis in den Monat May 479 Personen an dieser tödtlichen Seuche, die damals noch fortsetzte.

Man hat bis dahin die Einpropfung der Blatern, durch die Kunst, als das einzige Mittel wider ihre Verwüstungen entdeckt, und bereits in Engelland, Deutschland, Frankreich und Russland einzuführen angesangen. Aber noch findet dieses Mittel an vielen Orten nur in vornehmen Häusern Platz, wo vermittelst einer bessern Erziehung, mehr Einsichten und Erleuchtung sind. Der auf seinen alten Gebräuchen hartnäckige Vöbel verachtet es, oder schreyet dawider. Das Vorurtheit ist stärker, als die Erfahrung, welche vor langer Zeit gewiesen, daß durch die natürlichen Blattern zehnmal mehr Menschen, als durch die künstlichen zu Grabe gehen. Die natürlichen Krankheiten überraschen uns unvermuthet und ungerüstet. Zu den künstlichen werden wir vorsichtig durch eine genaue Diät zubereitet. Bey den Chinesen ist die Einpropfung vor langer Zeit üblich gewesen. Es scheint, diese Völker seyen uns in allen Künsten zugekommen.

stellungen des Lasters. Durch offenkundige Mordthaten, und durch die geheimen Ränke des ungerechten Eigeunzes oder des rasenden Stolzes, werden viele Tausende hingerichtet. Alter, Krankheit, Zufälle, und so viele andere Feinde des Lebens treiben die meisten Opfer, und ohne Zahl, an den Altar des Todes hin. Nebst diesem allem sehen wir noch viele Städte und Länder theils durch Erdbeben umgestürzt, theils durch reissende Ströme überschwemmt und hingerissen, theils durch die traurigsten Wirkungen eines grausamen Ungewitters in Schutt verkehrt oder verheeret. Wasser, Feuer, Lust und Erden; samt den Menschen selbst, alles verwüstet die Erde.

Die Erdbeben

scheinen wegen ihren vielfältigen Folgen, unter allen Veränderungen der Natur, die gefährlichsten. Die Insel Cuba ware im letzten Jahr ein unglückliches Beispiel davon, indem durch ein Erdbeben mehr als 300 Häuser auf einmal verschüttet wurden. Hierauf erfolgte bald hernach der entsetzlichste Sturm, welcher zu Havana, der Hauptstadt dieser Insel, verschiedene sowol öffentliche als Privatgebäude niedergeworfen, und alte Tabakfabriken des Königs über einen Haufen gestürzt hat. Bey 70 Schiffe waren theils gescheitert, theils sonst zu Grund gegangen: Ein Verlust, der auf viele Millionen Piaster geschätzt wird. Das Meer stiege an etwelchen Orten eine Meile weit über seine ordentliche Grenzen, und die tobenden Wogen nahmen zu Batavio, nicht fern von Havana, ein Tabak-Magazin hinweg, in welchem bey 10,000 Centner Tabak gelegen. Eine grosse Menge der stärksten Bäumen wurden mit ihrer Wurzen ausgerissen, und zwey Drittheile aller Früchten in den Zucker- und andern Plantagen giengen zu Grunde. Man rechnet in allem 96 grosse Hauptgebäude, und 4048 gemeine Häuser zerstört. Sehr viele waren durch den Sturm solchegestalt erschüttert, daß man sie unterstützen mußte. Viele Menschen kamen hierbei um das Leben, noch mehrere aber wurden verwundet.

Auch Lissabon, das durch sein Unglück berühmt geworden, wurde den 9ten May 1755, durch ein Erdbeben heimgesucht. Die Erschütterung desselben ware zwar nicht die heftigste. Sie fürzte nichts um. Allein es hatte andere verderbliche Folgen. An vielen Orten waren im Schoos der Erden die Quellen der Wasser, und ihre unterirdische Gänge verschüttet worden, dann Tags darauf erfolgte der grausamste Wasserschlag von den Bergen herab, der alles über-

trift, was Portugall sich fürchterliches zu erinnern wußte. Alles was das von den Bergen herabströmende Wasser antraf, Häuser, Menschen, Thiere, riß es fort. Die beiden Ufer des Flusses Tagus lagen voll todtter Körper von allen Arten, sowol Menschen, als wilder und gässiger Thiere, als Wölfe, Biber, Caninichen, Schlangen, Razen, Eichhörnchen und dergleicher, von welchen viele noch lebendig waren. Es mußten Leute bestellt werden, sie zu tödten und einzugraben. Die auf dem Fluss befindlichen Schiffe waren dieser Thiere wegen in grosser Verlegenheit, und wurden in Noth gerathen seyn, wann man ihnen nicht noch in Zeiten Beystand geleistet hätte. Der flagigste Anblick ware, Menschen auf den Trümmern ihrer Häuser, Kinder in Wiegen, und auch sonst in Lagern an den Bergen halb todt und halb lebendig herumtreiben zu sehen. Die königliche Familie befand sich eben zu Salvaterra, und mußte ihre Zuflucht in ein Kloster nehmen. Das Wasser drang bis in den Pallast. Raum konnten noch mit genauer Noth einige Personen durch die Fenster gerettet werden. Es verstrichen etwelche Tage, ehe das Wasser verließ, und seinen ordentlichen Lauf wieder nahm.

Zu Tunis, einer von den mächtigsten barabischen Raubstädten auf der Küsten von Afrika, hatte ein heftiger Erdbeben die halbe Stadt über einen Haufen geworfen, und ein dadurch im Meer entstandener Sturm verschiedene Schiffe versenkt. Es ist nicht wöthig, zu erinnern, daß bey einem so schnellen Unglück viele hundert Menschen auf eine erbarmenswürdige Weise um das Leben gekommen. Aus einer so weit entlegenen Gegend der Welt werden uns nur die grossen Zufälle bekannt, und noch müssen wir lange Zeit hernach auf eine ausführliche Beschreibung der Umständen warten.

Auch Engelland hat die zerstörenden Wirkungen eines Erdbebens erfahren. Zu Dolgelli ward

wurd die Erde den ersten Brachmonat so stark erschüttert, daß eine alte Brü von einer sonderbaren und künstlichen Bauart einstürzte, und viele alte Häuser zusammen fielen. Verschiedene unterirdische Canäle, die mit Wasser angefüllt waren, wurden durch die eingesunkene Erden angefüllt. Daher brachte das Wasser in starken Strömen hervor, die eine Zeitlang gestossen.

Die mittägigen Seiten von Europa wurden auch nicht verschont. Die Gegend um Foggia in Italien, ward in der Nacht zwischen dem 19ten und 20 Weimmonat 1768, so heftig erschüttert, daß ein grosser Strich des fruchtbaren Landes in einen Steinhaufen verkehrt wurde, und viele hundert Personen unter dem Schutt ihrer Häuser zu Grund giengen. Mortaro, ein schönes Lehen, das die Familie Doria besitzt, wurde durch diesen unglücklichen Zufall gänzlich zerstört, und eine grosse Brü, die dieses Land von dem Kirchenstaat absondert, stürzte dabei ein.

Den 4ten Augstmonat 1769, Abends um vier Uhr hatte man zu Augsburg, und an vielen Orten in Deutschland starke Erschütterungen verspürt, die einige Minuten lang daureten. Die Thüren in den Häusern, und die Gefäße auf den Tischen wurden sehr stark bewegt. Die Richtung dieser Bewegungen gienge von Abend gegen Morgen. Weit heftiger aber wurde dasselbe nebst einem starken unterirdischen Brausen zu Schondorf und Neuenberg verspürt. Die stark gemauerten Thürne und Thore wurden hierbei am heftigsten erschüttert. Das Holzwerk krachte ganz furchterlich, und es erfolgten solche Bewegungen, die den Einsturz der Gebäuden droheten. An den meisten Orten durch Schwaben und Bayern sind überhaupt zwey starke Stösse vermerkt worden, die bis 15 Secunden lang währten. Die Mauren der Gebäude bekamen an vielen Orten Risse, die Ziegel stürzten von den Dächern herunter, einige Häuser sogar wurden umgeworfen, und viele Einwohner verließen ihre Wohnungen mit Entsetzen. Dennoch giengen diese Verheerungen in Deutschland noch ohne grössern Schaden hin. Aber

verschiedene heftige Ungewitter

hatten hin und wieder weit schädlichere Folgen, theils grosse und alles verheerende Ueberschwemmungen, theils das zerstörende Feuer des Blit-

zes, theils aber ein heftiger und verschmetternder Hagel haben hin und wieder, als so viele rächen-de Werkzeuge des erzürnten Himmels, vielfältigen Schaden verursacht. Frankreich weiset uns ein trauriges Beispiel einer

Grausamen Ueberschwemmung und Wassersnoth

Zu St. Gilles, und in den benachbarten Kirchspielen in Languedoc vor; daselbst siele den 12ten Herbstmonat ein so ungeheuerer Hagel, der von allen Bäumen viele Neste abgeschlagen, und alle Pflanzen verhakt hat. Die meisten Hagelsteine waren bis zwey Zoll dick. Hierauf folgte ein lang anhaltender und heftiger Regen, der das ligeende Land hinwegschwemmt. Das Geträid, welches in diesen Gegenden, aus Mangel der Scheuren, in den Garben auf dem Feld auf einander gehäuft wird, fienge bey dieser anhaltenden nassen Witterung an zu feinen und auszuwachsen, und wegen der Ueberschwemmung konte man nicht einmal zu den zum Ackerbau bequemen Feldern kommen.

Zu Bourdeaux waren 8 Tage lang so heftige Ungewitter, daß in dieser Gegend allein 19 Schiffe zu Grund giengen, einige Flüsse das Land überschwemmt und Häuser forttrissen. Das Wasser des Meers selbst dränge in die Stadt St. Jean de Luz, und warfe einige Gebäude über einen Haufen. Der Wind stürmte von Mittag her. Der grösste Schaden aber ware auf dem Land, da der Sturm die meisten Bäume entweder von einander, oder aus dem Boden gerissen, die Weingärten und alles übrige durch den Hagel verwüstet hat.

In der Gegend um Regensburg, ware den 3ten April 1769, Abends um 5 Uhr ein furchterliches Ungewitter, unter den entsetzlichsten Blitzen und Donnerschlägen ausgebrochen, und hatte in einem weiten Bezirk umher schreckliche Wirkungen gethan. Ein starker Hagel, der um so viel heftiger ware, je aus einer höhern Luftgegend er herabstürzte, verheerete die Felder. Der Blitz schlug dreymal in den Stadt Pfarrthurn von Cham. In dem Wohnzimmer des Thürmers wurde die Rohrdecke verschmettert, der Drath daran geschmolzen, und der Thürmer nebst seinen Gefährten, durch Hitze und Schwefeldampf ge-

Wolke Vorstellung der in besagten Gegenen vorgenommenen Unwitterungen, und die durch

starke Hagel und Regen gescheuen Ueberflutungen,



zwungen, die Flucht zu ergreissen. Zu Villzing hatte der Blitz viermal in den Thurn der Filialkirchen geschlagen, die Kuppel zerschmettert, das Maurgesimse von dem Thurn herunter geschlagen, und das Gebäude hin und wieder beschädigt. Der Thurn der Pfarrkirchen des heil. Waldburga, auf dem Lauberg, wurde durch einen Donnerstrahl völlig ausgebrannt, eine Glöcke zerstört, und die andere unbrauchbar gemacht. Es würde auch die Kirche, die schon an zwey Orten brannte, völlig eingeschert seyn, wann man nicht die eifrigsten Rettungsmittel vorgekehrt hätte. Die Filialkirche zu Kazberg wurde gleichfalls sehr beschädigt, ein Altar zerschmettert, und ein ganzes Stük Gemäur niedergeissen. Zu Mosbach im Wald hat der Strahl den Kirchthurn ausgebrannt, und drey Glöcken zerstört. Das wunderbarste bey diesen vielfältigen Einschlägen ist, daß es nur Kirchthürne, und keine andere Gebäude getroffen. Allein das Wetter wäre gänzlich in der Höhe. Alle die vielfältigen schweflichten, salpetrischen und andere brennende Dünste, die sich entzündeten, schwiebten nur in der öbern Gegend der Luft, und konten sich daher auch allein an solche Thürne anhängen, die hoch hinauf reichten. Die niedern Gebäude blieben deswegen verschont. Ueberdass sind die alten Maurwerke hoher Kirchthürnen insgemein sehr stark mit Salpeter beschwängert, weil sie dem Gewalt solcher Winden mehr ausgesetzt sind, die dergleichen entzündbare Ausflüsse mit sich führen.

Zu Oran, einer festen Stadt in der afrikanischen Barbaren, auf den algierischen Grenzen, die den Spaniern zugehört, entstuhnde den 4ten Män ein heftiges Gewitter, mit Regen, Donner und Blitzen. Es schlug verschiedene mal ein, und endlich in das Pulvermagazin des Castels St. Andreas, die Hauptbefestigung dieser Stadt. Es befanden sich in demselben über 1600 Tonnen Pulver, welche dadurch entzündet wurden, und das ganze Castel in die Luft sprengten; grosse Steine wurden über zwey Meilen weit geworfen, und eine Canone, welche 16 Pfund schoß, flog bis an das äußerste Ende der Stadt. Die Erschütterung ware so heftig, daß alle Häuser Nisse bekommen haben, Thüren und Fenster aufgesprungen sind, und wenige Scheiben ganz blieben. Der Vallast der jeweiligen Commandanten hatte hierbei am meisten gelitten. Zu Mar-

galiquabir, welches 6 Meilen davon entfernt ist, machte dieses die Wirkung, gleich dem Stoß eines heftigen Erdbebens. Der Schrecken wäre unaussprechlich. Man befürchtete insbesonders, die Mohren würden nun, da die Festungsweke zu Boden lagen, sich dieses Unglüx zu Nutz machen, und die Stadt angreissen. Doch durch die Sorgfalt des Commandanten, Hr. Graf Bolognini, wurde sogleich mit solchem Eifer gearbeitet, daß den 5ten frühe Morgens schon eine hohe und starke Verschanzung in den Breschen stuhnde, und den 12ten alles wieder in gutem Vertheidigungsstand ware. Durch diesen erschrecklichen Zufall sind 73 Officiers und Soldaten umgekommen, ein Hauptmann und 16 Soldaten aber wieder lebendig aus dem Schutt hervorgegraben worden.

Den 26ten Heumonat schlug das Wetter zu Felttri, in der Marche Trevisane, in ein Comödienhaus, wo mehr als sechshundert Personen auf dem Schauplatz versammelt waren. Der Strahl spaltete das Dach, drang bis in den Mittelpunkt des Gebäudes durch, löschte alle Liechter aus, erschlug sechs Personen, siebenzig wurden verwundet, und ein allgemeiner Schrecken nahme alle Gemüther ein. Eine Dame ward auf ihren Schultern verwundet, alle ihre Haare wurden verbrannt, und alles Gold an ihren Kleidern, so wie durchgehends überhaupt alle goldenen Ohrringen und Dierrathen waren gesmolzen. Ueberall sahe man nichts, als vor Schrecken erblaute Personen, und die in der Stadt vorhandenen Wundärzte waren nicht zureichend, allen Erschrockenen Ader zu lassen. Das Gebäude selbst drohet seit der Zeit seinen Einsturz. Aber die grösste und traurigste Verheerung hatte

ein durch den Strahl angezündeter Pulverthurn

zu Brescia, einer in dem venetianischen Gebiet ligenden Stadt angerichtet. Das Unglück geschahen den 18ten Augstmonat, Morgens gegen 8 Uhr. Es waren in einem unterirdischen Gewölbe, in dieser unglücklichen Stadt, zwölftausend Rubbi, deren einer 257 Pfund ausmacht und also ungefehr bey dreitausend Centner seine Schießpulver verwahrt, welches schon den 5ten Augstmonat nach Venedig abzugehen bestimmt gewesen.

wesem, aber zum Unglück liegen geblieben. Ein Donnerstrahl schläge darein, und die Entzündung dieses Pulvers verursachte eine so heftige Erschütterung, daß dadurch beynahe der ste Theil der Gebäuden dieser Stadt in einen Steinhaufen verwandelt wurden. Gegen dreytausend Personen wurden unter dem Schutt dieser eingestürzten Gebäuden begraben. Ein hoher Thurm von Quadern, welcher auf diesem Gewölbe gelandet, stoge darbey in die Luft, und verbreitete einen verwüstenden Steinhagel. Der größte Theil der Kirchen, Pallästen und Häuser wurden dadurch zerschmettert, und ungeheure Steine bahnten sich, gleich Bomben, durch alle Dächer und Böden, bis in die Keller, einen zerstörenden Weg. Unter andern wurde ein solches Steinstück bis auf eine halbe Meile in die Stadt getrieben, zerstörte das Haus, auf welches es fiel, zu Staub, und tödete fünf Personen, die sich in demselben befanden. Alle Fabriken daselbst haben durch diesen schrecklichen Zufall sehr vieles gelitten. Alles, so weit die Erschütterung gewirkt, liegt in der abscheulichsten Zerstörung. Die Straßen sind durch die eingestürzten Gebäude verschüttet, und mehr als 500 Häuser, welche zwar noch stehen, drohen den Einsturz. Die Macht des Schlags wäre so entsetzlich, daß achtzehn Meilen weit große an den Thüren vorgelegte Schloßer oder Riegel, durch den verursachten Stoß gebogen wurden. Große Quadesteine sind bis zehn Meilen weit, und eine Canone anderthalb Meilen weit geschleudert worden. Das Land, welches gegen dem Bollwerk liegt, bei welchem das Pulver in der Essematte gelegen, siehet ganz verbrannt aus, ist mit Steinen und Ruinen von Gebäuden, entwurzelten Bäumen und erschlagenen Menschen bedeckt. Die Kaufmannsläden in der Stadt wurden durch die Gewalt der Erschütterung meistens aufgesprengt, und ganze Theile von Häusern in die Luft geschleudert, und im Herunterfallen zu Staube zerschmettert. Kurz, man kan sagen, daß die ganze Stadt in allen ihren Fundamenten und Grundlagen erschüttert worden. Man rechnet den dadurch verursachten Schaden auf etwelche Millionen Dukaten in Gold. Das Rufsen und Weheklagen der unter dem Schutt vergrabener und noch lebender Menschen, muß jederman, der sich diese jämmerliche Heimsuchung vorstelle, mit Mitleiden erfüllen. Seither sind

noch täglich Häuser, und unter anderm die Kirchen von St. Alexander eingestürzt. Man hat 1500 Personen von dem Land kommen lassen, um an Begräumung des Schutts zu arbeiten; hauptsächlich, um die Todtencörper heraus zu bringen, welche bey dieser warmen Witterung die Lust anstreken und ungesund machen könnten; zugleich auch, um denen, wo möglich zu helfen, welche unter dem Schutt um Hilf schreyen. Man hat grosse Gruben angelegt, woren die Körper gethan, und mit Kalch bedekt worden. Die Körper der Thiere hat man, nebst allen Kleidern und Geräthschaften, die mit Blut besudelt sind, verbrennt.

Als man aus Anlaß dieser traurigen Gegebenheit, einige Tage hernach das Pulvermagazin in dieser Festung öffnete, um das darinn sich befindende Pulver auf Karren aussert der Stadt in kleine Magazine zu vertheilen, hatte sich plötzlich ein Wetter aufgezogen, und ein Strahl schläge nicht hundert Schritte von diesem eröffneten Magazin in die Erde. Man hat überhaupt schon vorlängst beobachtet, daß solche Orter besonders und gewöhnlich von Blitzen heimgesucht werden, welche mit salpetrischen und schwefelichen Dünsten erfüllt sind, die oft bey schlimmem Wetter, durch die Feuchtigkeit der Luft, in Bewegung und in Gährung gesetzt werden.

Ein heftiger Sturm, mit Schlagre- gen und Hagel vermischt,

hat den 16ten Heumonat, im Canton Basell, die Gegend um Pratteln und verschiedene andere Orte unwiederbringlich beschädigt. Das Korn in den Feldern, welches in wenig Tagen in die Scheur hätte können gebracht werden, wurde durch den Hagel in die Erde gedroschen, die Trauben von den Rebstocken abgeschlagen, die Gartengewächse zerhaket, die Gemüßfelder von Hülsen zu Grund gerichtet, das Gras in seinem Wachsthum verderbt, und die hoffnungsvollste Erndte in wenig Stunden, in allen ihren Theilen, in den erbärmlichsten Zustand versetzt. Der Hagel lage an etwelchen Orten 6 Zölle hoch. Überhaupt sind sehr viele Orter der Schweiz, und unser Land insbesonders diesen Sommer hindurch unglücklich gewesen. In den meisten Gegenden sowol de la Côte als

Die la Vaux waren die Neben durch den Hagel übel zugerichtet. Viele Dörfer dem Neuenburger- und Murtensee nach, haben gleichfalls viel ausgestanden, und in einem grossen Bezirk um Bern waren hin und wieder die Feld- und Baumsfrüchte vielfältig beschädigt, und auch theils gänzlich zu Grunde gerichtet.

Von Rheinegg, im obern Rheinthal, wird vom 7ten Herbstimonat berichtet, daß durch einen sehr beträchtlichen Wasserguß alleuthalben in diesen Weinbergen grosser Schaden verursacht worden, indem sehr viele Stücke derselben verschlissen. Den grösten Schaden aber soll an einigen Orten daselbst ein ungewöhnlicher Hagel gethan haben, dessen Steine wie eine grosse Mannsfaust gewesen. Alles in den Weinbergen und Gärten wurde zerschlagen. Sträuche und Bäume waren wie in dem Winter bloß, ohne Blätter und Früchte. Hierauf aber folgte wiedrum eine warme Witterung, welche 14 Tage lang dauerte. Die Traub'en erhielten durch die Hitze eine rothe Farbe, die Sprossen an Bäumen in Gärten und Feldern, auch alle Rosenstöcke schlügen, zu allgemeiner Bewunderung, frisch aus. In einigen Gärten sah man nicht nur vollkommene Knöpfe, sondern auch aufgehende Rosen.

Ein außerordentlich reicher Kornstock,

der in diesem Jahr zu Egli schweil, bei Zenzburg, in dem Weinberg eines Liebhabers der Natur, aus einem einzigen Kornsäsen gewachsen, verdienet allerdings wegen seiner sonderbaren Größe, die Aufmerksamkeit derer, die die Güte Gottes in Ernährung des menschlichen Geschlechts dankbar verehren. Dieser Kornstock ware 45 Zoll hoch, truge 82 Halmen, und vollkommen zeitige Nehren. Die meisten Nehren hatten 19 bis 20 Fäsen; und also überall 1599 Fäsen. Die Hälften der Fäsen zu zwey, die anderen Hälften zu 3 Körnlein gerechnet, bringt 3998 Körnlein, welche alle aus einem einzigen Säsen gewachsen. Der Besitzer hatte diesen reichen Stock eine zeitlang aufzuhalten, um ihn allen denjenigen zeigen zu können, welche von der Wirklichkeit dieser seltenen Fruchtbarkeit durch den Ausschau überzeugt zu werden Lust hatten.

Das sonderbare Gefecht eines einzigen Indianers wider mehrere wilde Stiere,



Welches vor einiger Zeit öffentlich zu Cadiz gehalten worden ist. Er wäre aus der Stadt Buenos Aires, in dem südlichen Amerika gebürtig, und zu Cadiz auf die Galeere verwiesen worden. Um seine Freyheit zu erhalten, schlug er dem Gouverneur vor, er wolle dieselbe mit einer Lebensgefahr erkaufen, der er sich an einem öffentlichen Fest aussetzen wolte. Er versprach, ganz allein und ohne andere Waaffen, als einem blossen Strik, dem wütendsten Ochsen bewukommen. Er wollte ihn zu Boden werfen, und mit seinem Strik, an welchem Theil man es verlange, festhalten; er wolle ihm endlich Sattel und Zaum anlegen, auf ihm reiten, und dergestalt sitzend zwey andere von den wildesten Ochsen bestreiten, und einen nach dem andern im Augenblick, da man es ihm befehlen wird, ohne einige Hilf umbringen. Man willigte darin, aber niemand verhoffte einen glücklichen Erfolg. Man sahe, wie er es anstellte.

Dieser beherzte Indianer erschien zu Pferd in dem Kreise, bloß mit einem Strik in der Hand, und nachdem er in dem Platz herumgeritten, und die Gesellschaft begrüßt hatte, lasse man auf ihn aus dem Stock einen der wütendsten Stieren los. Er erwartete denselben unbeweglich. Das Thier wollte auf ihn losfahren, er aber wich dem Stoß durch eine geschickte Wendung aus. Der Stier stöhne hierauf vor ihm, er aber jagte denselben in vollen Sprüngen nach.

Er fragte den Oberrichter, von welchem Theile er den Stier mit seinem Strik haschen solle. Dieser antwortete, es wäre gleichgültig, wann er nur thate was er versprochen. Der muthige Kämpfer warf unverzüglich seinen Strik, woran am Ende eine Schlinge ware, mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit, erhaschte den rechten Fuß des Stiers, und überwältigte denselben mit Gewalt. Er ritte in vollen Sprüngen um ihn herum, und da er ihn so durch drey bis vier

Kreise

Kreise mit dem Strik gefesselt hatte, fiel der Stier, dessen Beine stark gebunden und verfett waren, über einen Haufen.

Nun stieg der Indianer ab, und da sein Pferd den Strik gespannet und festhielte, gieng er an den Stier hinauf, stieg von hinten auf denselben, stieß ihm den Dolch zwischen beide Hörner, daß er tot auf dem Platz lage. Er machte darauf seinen Strik los, stieg wieder auf sein Pferd. Der Stier aber wurde gewöhnlicherweise mit sechs Maulthieren weggebracht.

Bald hernach ließe man noch einen wütenden Stier aus dem Stall, damit er gesattelt und gezaunt werden möchte. Der Indianer hatte sich mit der größten Gelassenheit zur Seite des Stalls gestellt, wich den Hörnern durch die geschwindste Wendung um ihn herum aus, damit er hinter ihn kommen möchte, und nachdem er denselben verfolgt hatte, haschte er ihn mit dem Strik bey den Hörnern, zog ihn gegen den Pfahl, der in der Mitte des Kreises stand, band ihn fest wider denselben, und drehebe den Strik ganz um das Thier herum, daß es sich nicht rühren könnte. Hierauf stieg er vom Pferd, das den Strik gespannet hielt, legte einen Sattel, der zu dem Ende in dem Streitkreis hingeklebt ware, auf den Stier, zog den Bauchzurk fest zu, zog ihm einen andern Strik, mit einer großen eisernen Nadel, durch die Nasenlöcher, und zäumte es, den Strik zog er wie einen Baum über den Hals, versah ihn mit einer Lanze, setzte den Fuß in den Stiegbügel, und stieg auf.

Während dieser Verrichtung erhob der Stier ein greuliches Gebrülle; dieses aber brachte den beherzten Kämpfer nicht aus seiner Fassung, vielmehr zerschnitt er mit der größten Kaltblütigkeit den um den Stier gewickelten Strik. Raum sahe sich dieser befreyet, so fieng er wütend an zu laufen, zu hüpfen, und allerhand Sprünge zu machen, ohne den Mann abwerfen zu können.

Hierauf ließe man zwei andere Stiere aus dem Stall, den Reuter zu umringen. Da diese aber denselben auf einem andern Stier sahen, so flohen sie anstatt zu fressen. Der Reuter ward von seinem Stier hinter sie hergeführt, und hatte auf diese Weise Gelegenheit, denselben einige

Lanzenisse in die Hinterbeulen zu versetzen. Hingegangene mal hinter ihnen her in dem Platz herum. Endlich befahl ihm der Oberrichter, sie zu tödtten.

Er fieng bey demjenigen an, worauf er ritt, stieß den Dolchen zwischen die Hörner, daß er tot niedersielte; er aber blieb auf der andern Seite aufrecht stehen. Hierauf nahme er sein Pferd, welches in dem Umfang des Kreises seither eingesperrt gewesen, setzte sich darauf, haschte mit einem Strik den einen Stier bey dem Hinterfuß, umwand ihn nach gewöhnlicher Weise, wie den ersten, stieg vom Pferd, glenke zu dem Stier, setzte sich von hinten auf denselben, und brachte ihn durch einen Dolchstoß zwischen den Hörnern um. Eben so machte er es mit dem dritten, der durch diese Birthschaft erschreckt, seither in dem Kreis herumgelassen ware.

Denen gesitteten Völkern hat die Bequemlichkeit so vieler Maschinen, die sie um sich her versammeln können, Kraft und Behändigkeit beseitigt, die sie hätten erlangen können, wann Dürftigkeit und Noth sie darzu angetrieben hätten. Ein natender Indianer behält aus Gewohnheit in der Gefahr ein gesetztes Wesen. Aber ein Europäer ist ohne Maschinen und Waffen, in der Gefahr ein furchtsames Geschöpf.

Die Gefangenennung einiger Spitzhuben aus den Kirchen zu Rom,

die im Herbstmonat letzthin auf päpstlichen Befehl geschehen, ist eine in Italien, und insonderheit in dem Kirchenstaat seltene Begebenheit, aber zugleich eine Polizey Anstalt, die der Regierung des neuen Oberhauptes der Kirche Ehre macht. Bis dahin waren Kirchen und Klöster, unter dem Vorwand der Heiligkeit, freye und der gemeinen Ruhe höchst nachtheilige Zufluchs. Darter für alle Laster gewesen. Feder Bösewicht, auch nach Begehung des abscheulichsten Verbrechens, fand daselbst seine Sicherheit. Die Folgen davon waren, daß Italien von Bösewichteren wimmlete, die hinterlistiger und verstekter Weise den Gütern und dem Leben der Menschen nachstellten, und durch Diebstähle, Raub, Mord und Brand die Sicherheit allenthalben verlegten. Die Hoffnung, in einer benachbarten Kirchen oder Kloster vor der Raache der Gerechtigkeit eine Zuflucht zu finden,

finden, machte sie verwegen. Auf solche Weise hatten auch lezthin zwanzig Spizbuben zu Rom die Heiligkeit der Kirchen zur Schutzwehre ihrer Laster, wider die Verfolgungen der Gerechtigkeit gemisbraucht. Die Justiz dörste ihre Hände nicht dahin nach ihnen aussstrecken. Aber Pabst Clemens der XI V. voll Zorn, daß diese der Religion, der Unschuld und Tugend allein geheiligte Freystätte, durch so schändliche Missbräuche des Lasters bestellt wurden, erhielte sogleich dem Magistrat Beschnifff und Rech', diese Missethäter zu ergreissen, um sie zu einem Beyspiel für die Zukunft zu züchtigen.

Eben dieses Settsal hatte kurz zuvor zu Rom ein junger Barbierer gehabt, welcher einen andern jungen Menschen, durch verschiedene Stiche mit einer Scheeren ermordet, und sich in ein Franziscaneikloster, als eine Freystatt geflüchtet hatte. Aber auch dieser ware nicht sicher daselbst vor dem Schwert der Gerechtigkeit, der Magistrat erhielte vom Pabst die Vollmacht, ohne daselbst aufzusuchen und gefänglich einzuziehen.

Zwen junge Spizbuben,

die sich stets in einer wolgarnierten Wohnung aufgehalten, wurden wegen einer an einem Jubilierer verübten Mordthat in Verhaft gebracht. Sie hatten demselben den 27ten Brachmonat lezthin, Morgens um 10 Uhr zu sich rufen lassen, unter dem Vorwand, alle hand Zierrathen auszutauschen. Einiger dieser Betrieger ließ, gleich als unachtsamer Weise, ein Stück von des Jubilierers Waaren auf den Boden fallen, und alldieweil sich dieser bukte, selbiges aufzuheben, gabe ihm der andere mit einem Hammer einen Streich auf den Kopf, der ihn zwar betäubte, doch aber nicht zu Boden warf. Er schrie Mordio! die Wacht kame herbey, und die Mörder wurden zu dem Richter geführt, und von Morgens 11 Uhr bis Abends um 7 Uhr verwahrt und examiniert; auch Tags darauf schon zur Todesstrafe ausgeführt.

Der neue Diogenes mit der Lanterne.

So verschieden die Sitten und Denkungsart unseres Zeitalters von jenem ist, da ein Diogenes als ein Weiser verehret wurde, so mangelt es doch denselben noch nicht an Nachahmeren; und solchen, die seine Lehre noch immer, so viel sich thun läßt, behaupten. Ein klares Beyspiel ha-

ben wir an einem Heldenmäßigen Verfechter dieses Weisen, (so in dem Stättgen Nutz ohnweit Neerb, wohnhaft) und der in verstrichenem Jahre in einer Gesellschaft ware, die öfters auf den Abend bey einem Glas Wein das Wohl ihrer Mittbürgeren bevestigt, und, so nicht alles nach ihrem Kopfe geht, besser einrichtet; in dieser Ehrenwürdigen Versammlung begannerte er mit dem Glas in der Hand (hier gieng er von der Lehre des Diogenes ab, dann dieser trank nur Wasser) den Befahl der jungen verderbten Seiten, bewunderte die ungekünstete Lebensart unserer Altvorderer, und stellte im Gegentheil die weichlichen und weibischen Sitten der jetzigen Welt so mahlerisch vor, daß jeder in dieser Gesellschaft ihm seinen Befahl mit einem gefälligen Kopfnicken zunickte; durch diesen Versuch angefeuert, verdoppte er seine Klagen, wurde dreister, und erklärte sich frey, daß er zu dieser Zeit zwen Laternen würde nothig haben um Menschen zu finden; hier stützte die horchende Versammlung, nein, das wäre zu viel! zwen Laternen! eine wurde bey dem helsten Tag mehr Aufsehen machen, als er wohl glauben würde. Das Verhältniß der größe von Athen, da Diogenes nur mit einer Lanterne Menschen suchte, wurde mit Grunde der Kleine des Stättgens Nutz entgegen gesetz, und dieses fand bey diesem Alster Diogenes Eingange, nun denn! mit einer, fuhr er fort, werde ich meinen Versuch anstellen, und dieses Heute noch; heute noch? fragte ein Zweifler, der eben in dieser Versammlung war, das werden sie wol bleiben lassen, und überzeugt, daß dieser es nicht thun werde, schlug er ihm eine Wette vor; das Gewett wurde bestimmt, von den Anwesenden gutgeheissen, die größte Lanterne im Hause beleuchtet, und unser Diogenes eilte damit zum Hause hinaus; sein Gegner hinter ihm her, und so durchlosen sie unter Begleitung der lehrbegierigen Jugend, die haussenweis nachfolgte, zugleich das ganze Stättgen. Ob dieser Versuch unsrem jungen Diogenes von einem Nutzen gewesen, wissen wir nicht, daß er aber einen grossen Schnitzer gegen die Lehre seines Urbildes gemacht, indem er diese Laternenreise ums Geist gethan, und das seinem Gegner aus Verdruss, daß er die Wette verloren, das Feur ins Gesicht schlug, daß wissen wir wol.

Eins

Vorstellung der die Menschen bei Tag mit der Lanternen suchende Diogenes.



Einführung der werruchtesten Seeräuber

Waren am Heuttag unweit Kronstadt eine Galeotte /
die mit Wein und Brandenwein von Bourdeau e ka-
rme / überfallen. Sie kamen in zwey Booten an Bord /
und stellten sich an / als wann sie Fische zu verkauffen hät-
ten. Bald aber überfielen sie den Schiff und die Mann-
schaft / ermordeten dieselben / warfen die Leichen über
Bord / und raabten von dem Schiff so viel als sie kon-
tayt. Hierauf verließen sie es. Ein Steuermann und ein
Jung / die sich in der Ladung verstekk hatten / blieben al-
lein bey Leben. Das leere Schiff wurde hierauf von einem
Rostoker gefunden / und nach Kronstadt gebracht. Von
der russischen Regierung sind unverzüglich die Verfahnungen
gemacht worden / daß die Mörder möchten eingeholt / und
zur gebührenden Strafe gezogen werden.

Die Arten der Laster und Verbrechen sind alle Jahre
unendlich. Ein trunkener Bierkuecht verursachte zu En-
de letzten Jahres

eine heftige Feuersbrunst

in Rochester / einer Stadt in Engelland / die in kurzer
Zeit 14 Häuser in die Asche legte. In dem Mausch ge-
richtet er in eine melancholische Nasen / und setzte sich in

den Kopf / seine Frau zu erhängen / und sein Hass in
Brand zu stecken. Das erste von diesem feuslischen Vor-
nehmen wurde durch seine Frau verhindert / welche sich aus
dem Staub machte. Das andere aber wurde vollzogen /
indem er sein eigen Haus / nebst ein Dreyd andern abge-
brannt. Drey Weber und ein Mann kamen in diesem
Feuer um. Als dieser Wirtshof gefangen genommen wurde /
ergriff er ein Messer / und sahe so wütend aus /
dass das Volk / welches ihre bewachte / zum Feuer hinaus-
sprang / da er sich dann selbst die Kehle abschnitt.

Die zahlreiche Nachkommenschaft

des Herrn Denize / eines Königl. Procurators zu Rouen
gezählet. In einem Alter von 73 Jahren sahe er sich be-
reits als Vatter von 101 Kindern und Kindskindern / oder
Enkelkindern / von welchen 68 noch bey Leben waren.
Sechs seiner Töchter oder Sohnstöchter waren wirklich
schwanger / und lassen ihn noch eine grössere Vermehrung
hoffen. Eckenweil / in unserm Canto / weiset ein
ähnliches Beispiel auf. Vermicheten Winter starb allda
Uli Burgers Wittib / Alters 85 Jahr / welche 107 von ihr
entsprogne Personen zählte / als 11 Kinder / 55 Kindskinder /
39 Enkelkinder / und 2 Urenkel - Kinder. Diese alte
Mutter hatte bis an ihr Ende spinnen können.

Wann nun Hr. Joh. Conrad Koller, V. D. M. ehemaliger Königl. Gardinischer Feldprediger, Mitglied des Synodi Lobl. Stands Appenzell, der aussern Rhoden, wohnhaft in Teufen, eine Stund ob St. Gallen, von wegen seiner besondern Wissenschaft, betreffende die Epilepsie, oder hinsinkende Sucht oder Bossewehe, wie auch Gichter und Kinderwehe (unter göttlichem Segen) aus dem Grunde zu curieren, durch unsern Wochenblat Anno 1768, den 5 ten und 12 ten Wintermonat, aus folgenden Ursachen sich hat lassen dem Ehrenden Publico bekannt machen:

1) Weilen insgemein, und sonderlich benannten Patienten, dass das Bossewehe und Gichter, um ihren Ursachen, beynahe unter allen Krankheiten am wenigsten zu curieren, bemeldter Herr in der Fremde (unter göttlicher Leitung) zu solchem Arcano oder Geheimniß kommen, mit welchem er schon bey 7 Jahren viele, und zwar auch solche, die das Bossewehe und Gichter bey Jahren gehabt, und grossen Kosten für allerhand Arzneyen vergeblich angewandt, (unter göttlichem Segen) aus dem Grunde curiert hat; wie er zum Zeugniß dessen, Hochberigkeitliche, und von geistlichen Herren Attestata vorwiesen kan.

2) Weilen er in Zeit 7 Jahren, durch sein besitzendes Arcanum, in Erfahrung gebracht, dass es einige vor benannten Pratienten geben kan, die unheilbar, dass diejenigen, wo von ihme nicht haben können curiert werden, andere Aerzte angenommen, aber noch keiner von solchen Patienten bis dato curiert worden, so das aus seinen Arzneyen, wann nur eine Prob damit gemacht wird, beynahe zu erfahren, ob ein solcher Zustand heil- oder unheilbar seye?

3) Weilen seine Arzneyen nicht nur wol, sondern auch ohne alle Gefahr einzunehmen; Kinder von 2 Jahren haben solche Arzneyen vor die Kinderwehe eingenommen, und einige darvsn in Zeit 12 Stunden curiert worden. Und da diesem Herrn, seit ob bemeldter Zeit, aus unserm Gebiet Briefe zugekommen, mit Vermelden, das man frende durchreichende Aerzte gebraucht, welche versprochen, gewiss zu helfen, aber nicht die geringste Besserung derauf erfolgt sey, desnahmen sie gern eine ganze Cur, wann selbige in wolseilem Preis überschitt wurde, von ihm haben machen ic.

Als thut bemeldter Herr mit diesem Blat fund: Das er seine Dienste einig und allein, aus gegebenen Gründen und schuldigen Liebe, solchen mitleidenswürdigen Patienten zu dienen, dahn anerbiete, das er seine Arzneyen, um unthöthigen Ausgaben zu verschonen, auf die Prob geben wolle, und nach verspürtem guten Effect dieser gemachten Prob, könne der Patient zu einer gänzlichen Ausreutung folcher Krankheit, eine ganze Cur, welche, nachdem der Zustand ist, in 6-8, höchstens bis 12mal einzunehmen, vollendt wird, von ihme haben. Und damit sowol Arme als Reiche diese Prob anstreben und gebrauchen mögen, so verlangt er nicht mehr dafür, als die billiche Bezahlung, was die Arzneyen kosten, welche 41 bz. oder ein französischen Thaler ausmachen. Mit der Bezahlung vor seine Mühewalt, verspricht er, darmit der Patient nach gebräuchter Cur, seiner völligen Restitution möge vergwissert seyn, ein ganzes Jahr zu warten.

Die Armen, sofern sie ein Testimonium, das sie arm seyen, von ihrem Hr. Pfarrer ihme zuschicken, haben vor seine Mühewalt nichts zu bezahlen. Wer also beliebt, eine Prob von seinem besitzenden Arcano zu machen, und auf Gesälligkeit dieser Prob, eine ganze Cur zu gebrauchen, mag sich nebst richtigem Bericht des Kranken Umstands, und seines Alters melden, bey bemeldtem Herrn. Die Briefe in deutscher Sprach, mit deutlicher Adressa, wohin eine solche Prob verlangt wird, wie auch Urtheil und Gelt franco St. Gallen, so werden die Arzneyen mit deutlichem Bericht, wie selbige zu gebrauchen, und wie man sich darven zu verhalten habe, richtig durch die Post überschift werden.

Neue